

DIE WELTWOCHEN



SBB in der Krise

Die definitive Analyse zum Niedergang der einst glorreichen Bundesbahnen.
Von Hans Bosshard und Beat Gygi

Salvinis Erfolgsrezept

Ist Italiens Testosteron-Politiker ein neuer Mussolini? *Von Nicholas Farrell*

Bundesrichter schicken Analphabeten in die Sek

Absurdes Urteil aus Lausanne empört Zug.
Von Philipp Gut





PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Ascona

Orologi Gioielli Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel

Gübelin, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern

Zigerli+Iff, Spitalgasse 14

Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano

Gübelin, Via Nassa 27
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern

Gübelin, Schwanenplatz

St. Gallen

Chronometrie Labhart, Neugasse 48

St. Moritz

Gübelin, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,
Bahnhofstrasse 15

Zug

Lohri AG, Neugasse 9

Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,
Bahnhofstrasse 31

Gübelin, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.





© Mediaserver Hamburg

VIP-Konzertreise «Klangerlebnis Elbphilharmonie»

Hörgenuss am Tor zur Welt

Im Grossen Saal der Elbphilharmonie erwartet Sie ein akustischer Leckerbissen der besonderen Art. Das Konzert mit Ksenija Sidorova, der vielfach ausgezeichneten «Princess of the Accordion», wird Sie begeistern. Entdecken Sie Hamburgs faszinierende Facetten auf unserer 3-tägigen Exkursion.

Speicherstadt und Hafen-City, die Alster-Arkaden oder die berühmte Hauptkirche St. Michaelis, genannt «Michel»: Mit seinen Attraktionen begeistert Hamburg Besucher aus aller Welt. Offenheit, Tradition und eine Prise Frivolität prägen die Hansestadt mit Europas drittgrösstem Seehafen.

Auf Ausflügen unter kundiger Leitung entdecken wir die pulsierende Handelsmetropole. Im Traditionslokal «Schifferbörse» oder beim Imbiss in der «Kajüte» lernen wir die typische Gastronomie kennen. Wir logieren im 4-Sterne-Designhotel «Barceló Hamburg», das mit seiner zentralen und trotzdem ruhigen Lage direkt am Lebensnerv der Stadt angeschlossen ist.

Höhepunkt ist Hamburgs klingendes Wahrzeichen: die Elbphilharmonie. Wir besichtigen die Plaza - die Aussichtsplattform - den gläsernen Neubau. Im Grossen Saal erleben

wir dann die Darbietung der Akkordeonistin Ksenija Sidorova mit orchestraler Begleitung. «Schiff ahoi!» heisst es am letzten Tag. Die Hafenrundfahrt auf einer Barkasse sowie nach dem Mittagessen eine Verkostung edler Kaffeesorten in der Rösterei Burg krönen unsere Exkursion. Wer daran nicht teilnehmen möchte, hat die Zeit zur freien Verfügung.

Das detaillierte Reiseprogramm und ein Anmeldeformular finden Sie unter www.weltwoche.ch/platin-club.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Konzertreise
«Klangerlebnis Elbphilharmonie»

Reisetermin:
1. bis 3. Oktober 2019

Leistungen:

- Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Luftverkehrssteuer, Flughafen- und Sicherheitsgebühren
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- Zwei Übernachtungen mit Frühstücksbuffet
- Abendessen in der «Schifferbörse» (1. Tag)
- Mittagsimbiss in der «Kajüte» (2. Tag)
- Stadtrundfahrt «Kulturstadt Hamburg»
- Ausflug «Hafen-City und Speicherstadt»
- Konzertkarte (Kategorie 1)

Preis:

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 1495.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 1795.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 240.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch.

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club



Wie einst der Duce? Innenminister Salvini.

Basta! Italiens Ministerpräsident Giuseppe Conte wirft das Handtuch. Die Krise im Land gefährde die Arbeit der Regierung. Ergo ziehe er den Stecker. Die Koalition aus Lega und Fünf-Sterne-Bewegung «endet hier», sagte er am Dienstag. Auslöser für die Krise sei Matteo Salvini. Der Innenminister zeige keinen Respekt für demokratische Institutionen. Er habe Italien von Europa abgekapselt. Um beim Volk zu punkten, reduziere er seine Agenda auf das Thema Migration. Vor diesem Hintergrund werden Stimmen laut, Salvini gebärde sich wie einst der Duce. Ist Salvini ein neuer Mussolini? Nicholas Farrell, der über den italienischen Faschismus ein vielbeachtetes Buch verfasst hat, untersucht den Vorwurf. **Seite 14**

Die SBB sind in allen Medien, Debatten über die Sicherheit, die Fehleranfälligkeit des Materials und die Arbeit von Konzernchef Andreas Meyer (Cover-Bild) beherrschen die Diskussionen. Wie steht es wirklich um die SBB? Wir stellten die Frage dem legendären Bahnspezialisten Hans Bosshard, der sich in seiner langen Karriere als NZZ-Redaktor einen hervorragenden Ruf erworben hatte, dessen Artikel die Branche bewegten. Bosshards Ausführungen in dieser Ausgabe sind klar und scharf: Die einst stolzen Bundesbahnen sind in eine derart prekäre Lage geraten, dass sie auf altes, störungsanfälliges Rollmaterial zurückgreifen müssen. **Seite 11, 18**

Juristische Experten nennen das Urteil «absurd» – man kann sie verstehen. Das Bundesgericht massregelt Stadt und Kanton Zug, weil sie einen heute fast volljährigen eritreischen Analphabeten in einen speziellen Förderkurs für spät zugezogene Jugendliche geschickt haben und nicht in eine normale Oberstufen-

klasse. Die höchsten Richter huldigen offenbar dem Grundsatz «Integration über alles». Den vielerorts schwierigen Schulalltag ignorieren sie grosszügig. In Zug ist das Unverständnis gross. Und manche fragen sich, wie ein jugendlicher ausländischer Analphabet erfolgreich bis vor Bundesgericht ziehen kann. **Seite 30**

Der Textilfabrikant Adrian Gasser, in den 1980er Jahren berühmt-berüchtigt als Gewerkschaftsschreck, hat schon Dutzende von Prozessen geführt – gegen Behörden, gegen Banker, gegen Medien. In den letzten Jahren wurde es ruhiger um ihn. Zu seinem 76. Geburtstag meldet sich der «Anarcho-Patron» nun mit einem Coup zurück: Im Alleingang hat er die Unterschriften für eine Initiative zusammengebracht, die unser Justizsystem von Grund auf reformieren will. Wer ist dieser Mann, was treibt ihn an? Alex Baur lernte Gasser vor 25 Jahren kennen, mit dem er seither in freundschaftlichem Kontakt steht. Aus aktuellem Anlass rekonstruiert er den Werdegang dieses schillernden Machers vom Habenicht zum 250fachen Millionär. **Seite 36**

Ein hoher Schweizer Wirtschaftsvertreter bricht in verzweifelter Gelächter aus, als er von der *Weltwoche* mit der Zahl konfrontiert wird: 46 Millionen Franken. So hoch ist das Jahresbudget des WWF Schweiz. Von dieser Grössenordnung können Organisationen wie Economie-suisse nur träumen. Während die Öffentlichkeit die Wirtschaftsverbände als politische Lobby wahrnimmt, geniessen WWF, Greenpeace und Co. eine Art Welpenschutz. Dabei gebieten sie über gewaltige Ressourcen, die sie in der Schweizer Politik gekonnt einsetzen. **Seite 40**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Michael Bahnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Erik Ebneter, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Burma – Irrawaddy Delta bis Upper Irrawaddy



Jetzt Vorabkatalog 2020 bestellen!



Rangun–Bagan–Nwe Nyein–Mandalay mit unseren Boutique-Schiffen RV Thurgau Exotic 1, 2 & 3****

1. **Tag Zürich–Bangkok** Individuelle Anreise und Flug.
2. **Tag Bangkok–Rangun** Ankunft am Morgen. Spaziergang am Kandawgyi See. Transfer, Einschiffung.
3. **Tag Rangun–Irrawaddy Delta** Stadtrundfahrt mit Scott-Markt und Shwedagon-Pagode. «Leinen los!».
4. **Tag Danupyu** Rundfahrt mit Fahrrad-Rikschas. Besuche Mönchskloster und Zigarren-Manufaktur.
5. **Tag Myan Aung** Spaziergang, Marktbesuch.
6. **Tag A Kauk Taung–Shwe Daung–Pyay** Passage der Klippen A Kauk Taung. Busausflug Shwe Daung und Stadtrundfahrt Pyay mit Pagodenbesichtigungen.
7. **Tag Thayet Myo** Rundgang durch die Stadt.
8. **Tag Minhla–Magwe** Besichtigung der Festung von Minhla. Ausflug in die Umgebung von Magwe.
9. **Tag Sale** Spaziergang, Besuch Teakholzkloster.
10. **Tag Bagan** Busausflug. Rundfahrt Pferdewagen. Besichtigung Tempel, Pagoden, Lackwaren-Manufaktur. *Ballonfahrt auf Anfrage (geg. Gebühr, Okt–Mrz).*
11. **Tag Yandabo** Spaziergang durch das Töpferdorf.
12. **Tag Amarapura** Busausflug. Besichtigungen. Erlebnis Sonnenuntergang an der U Bein Brücke.
13. **Tag Sagaing** Busausflug zu den Sagaing-Hügeln. Besuch Pagode und Nonnenkloster.
14. **Tag Nwe Nyein–Mingun** Besichtigung einer Töpferei und des berühmten Mingun Tempels.
15. **Tag Mandalay** Rundfahrt, Klosterbesichtigung.
16. **Tag Mandalay–Bangkok** Ausschiffung, Besichtigungen Mandalay. Transfer und Rückflug.
17. **Tag Bangkok–Zürich** Ankunft, ind. Heimreise. *Mandalay–Nwe Nyein–Bagan–Rangun* Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge.

RV Thurgau Exotic 1, 2 & 3****

Die RV Thurgau Exotic Schiffe wurden in Burma im Kolonialstil gebaut und mit regionalen Harthölzern, wertvollen Möbeln und landestypischen Bildern ausgestattet. Die geringe Anzahl der Gäste (20, 26, 32) trägt zur familiären Atmosphäre bei. Die Einzelkabinen (nur Thurgau Exotic 1 & 2, ca. 12 m²) und die Suiten (ca. 20–24 m²) verfügen über Dusche/WC, Safe und individuell regulierbare Klimaanlage. Die Suiten erstrecken sich über die gesamte Breite des Schiffes. Auf dem Oberdeck verfügen sie über einen Privatbalkon. Im Restaurant finden alle Gäste gleichzeitig Platz und es werden asiatische und internationale Speisen serviert. Eine kleine Lounge mit Bar befindet sich auf dem überdachten Sonnendeck. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Weitere Reise mit RV Thurgau Exotic 3****

Mandalay–Bagan–Nyaung Don (–Rangun) v.v.
14 Tage ab Fr. 4190.– (Nach Rabattabzug)

Reisedaten 2019/20 Es het solangs het Rabatt	
Mandalay–Rangun	Rangun–Mandalay
27.10.–09.11.19 500 (6/7)	30.12.–12.01.20 300
10.01.–23.01.20 300 (6)	19.01.–01.02.20 300 (6)
30.01.–12.02.20 300 (6)	08.02.–21.02.20 500 (6)

(6) Nur noch wenige Kabinen verfügbar

(7) Fotopaket buchbar für Fr. 290.–

Weitere Details im Internet oder Prospekt verlangen.



Shwedagon Pagode, Rangun



U Bein Brücke, Amarapura



Front-Suite Oberdeck (ca. 30 m²) mit Privatbalkon



Suite mit Doppelbett (ca. 20 m²)



Sonnendeck

17 Tage ab Fr. 4290.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. Vollpension Ausflüge und Flug, RV Thurgau Exotic 3)

Reisedaten 2019/2020 Es het solangs het Rabatt

RV Thurgau Exotic 1****

Rangun–Mandalay	
29.12.–14.01.20 300 (6)	23.02.–10.03.20 700 (6)
26.01.–11.02.20 300	

RV Thurgau Exotic 2****

Rangun–Mandalay		Mandalay–Rangun	
16.01.–01.02.20 300 (6)		01.10.–17.10.19 1200 (6)	
13.02.–29.02.20 500 (6)		29.10.–14.11.19 500 (6)	
		02.01.–18.01.20 300 (6)	
		30.01.–15.02.20 300 (6)	
		27.02.–14.03.20 700 (6)	

RV Thurgau Exotic 3****

Rangun–Mandalay		Mandalay–Rangun	
13.10.–29.10.19 900 (6)		29.09.–15.10.19 1200	
04.03.–20.03.20 1000 (6)		19.02.–06.03.20 700 (6)	

(6) Nur noch wenige Kabinen verfügbar

Preise p.p. in Fr. (vor Rabattabzug)

	1, 2	3
2-Bettkabine Standard Hauptdeck	–	5490
Einzelkabine Hauptdeck	5790	–
Suite Hauptdeck	5790	5790
Suite Oberdeck Mitte, Privatbalkon	6190	6190
Suite Oberdeck vorne, Privatbalkon	6390	6390
Front-Suite OD, Privatbalkon	6990/8490	6790
Zuschlag Alleinben. 2-Bettkabine	–	590
Zuschlag Alleinben. Suite Hauptdeck	1290	1290
Jahresversicherung Allianz Einzel		124
Jahresversicherung Allianz Familie		199



Junge Mönche

Leistungen: Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Ausflüge gemäss Programm, Flüge, Transfers und Hafengebühren, lokale Deutsch sprechende Bordreiseleitung | Programmänderungen vorbehalten

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Domenico Castaldi
 Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
 Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Endlich Wahlkampf

Das Apfelraupen-Plakat der SVP ist hervorragendes Polit-Marketing mit einer substanziellen Botschaft.

Von Roger Köppel

Der Provokationsangriff der SVP hat mit der Präzision einer Fernlenkwaffe eingeschlagen. Die neue Plakatkampagne der Volkspartei zeigt einen saftigen roten Schweizer Wohlstandsapfel, der von ekligen, gefräßigen Raupen ausgehöhlt wird. Die Raupen stehen für die EU, für die Linken und für die bürgerlichen Mitteparteien FDP und CVP. Dazu die Botschaft: «Sollen Linke und Nette die Schweiz zerstören?»

Die Journalisten ereifern sich. Entrüstung und Empörung auf allen Kanälen. Es ist faszinierend, zu beobachten, wie die Kommentatoren, die die SVP bis vor wenigen Tagen noch erleichtert bis gönnerhaft als lendenlahme, verzweifelte Randerscheinung dieses Wahljahrs taxierten, die gleiche Partei nun plötzlich ins absolute Rampenlicht der politischen Aufmerksamkeit katapultieren. Die Provokationsfalle hat nach Drehbuch zugeschlagen. Alles dreht sich wieder um die SVP.

Still und heimlich, verborgen vor den Führungsgremien, brüteten mutmasslich Parteistrategie Christoph Blocher und Wahlkampfleiter Adrian Amstutz die Schockattacke aus. Als das Sujet am letzten Sonntagabend erstmals die Runde machte, fielen zahlreiche Parteikollegen aus den Wolken. Ein Überraschungsangriff auch für sie.

Darf man das? Oder haben wir es hier mit einem Rückfall in die düstersten Abgründe abendländischer Krawallpolitik zu tun? So deuten es natürlich die hochwohlwöhllichen Anstandswächter in den Medien, die allerdings freudig applaudieren, wenn zum Beispiel ein legal gewählter amerikanischer Präsident seit anderthalb Jahren in führenden Blättern als kopfabnehmender Terrorist oder weltverschlingende Supernova abgebildet wird.

Der Vorwurf eines *Blick*-Schrillschreibers, die SVP bediene sich bildsprachlich des Nazi-Wortschatzes, fällt auf den Verleumder zurück. Wem im Umgang mit der grössten Schweizer Bundesratspartei nur noch die Hitlerkeule einfällt, offenbart ein totalitär anmutendes Ausgrenzungsflair. Er will nicht argumentieren, sondern diffamieren. Und wer über den

Stil schimpft, möchte über den Inhalt nicht reden.

Womit wir beim eigentlichen Thema wären: der Kunst der politischen Provokation. Viele versuchen es, die meisten scheitern. In der Schweiz hat die SVP in diesem Genre Massstäbe gesetzt, und die Tatsache, dass die Partei mit ihren Provokationen vor der misstrauisch intelligenten Schweizer Wählerschaft so gross geworden ist, legt den Verdacht nahe, dass diese Provokationen mehr waren als blosser Provokationen.

Provokation kommt von «provozieren», lateinisch *provocare*, hervorrufen. Provokationen sind ein Instrument, um Aufmerksamkeit zu erzeugen. Jede Provokation ist aber nur so gut wie die Botschaft, die sie transportieren soll. Steckt hinter einer Provokation eine schwache



Schweizer Wohlstand ade.

Botschaft, ist der Absturz gewaltig, denn je grösser die Aufmerksamkeit, desto grösser die Peinlichkeit, wenn der Inhalt nicht genügt.

Natürlich sind Provokationen meistens unanständig, dreckig, oft schockierend, zuweilen eklig, für den Absender mit Reputationsrisiken verbunden, doch auf all dies kommt es nicht an, denn die Provokation dient lediglich als Trägerrakete und Aufmerksamkeitsbeschaffer für eine Botschaft, die sonst nicht in die öffentlichen Umlaufbahnen gelangen würde. Alles kommt auf die Substanz der Botschaft an.

Und hier liegt der sich selbst beweisende Volltreffer des neuen SVP-Plakats: Wäre es nur eine belanglose provokative Unanständigkeit, eine Provokation um der Provokation willen,

würde sie im politmedialen Resonanzkörper echolos verhallen. Auch das Publikum reagiert mit Desinteresse, ja mit Verärgerung, wenn die eigene Aufmerksamkeit, eines der rarsten Güter überhaupt, für Unerhebliches beansprucht wird. Dass nun aber die geballte Corona der Medien, Meinungsmacher und SVP-Kritiker in allen Parteien so allergisch auf das Apfelraupen-Plakat einsteigt, verdeutlicht, wie sehr sie alle am Nerv getroffen wurden.

Denn das Plakat hat tatsächlich eine gewichtige, eine substanzielle Botschaft: Die Schweiz wird ausgehöhlt durch die EU und ihre willigen Helfer. Das Bild des Apfels symbolisiert den Wohlstand, eine Anleihe an die Alpenmythologie der Tell-Saga, dann aber auch eine Anspielung auf das Wohlstandsapfelbäumchen der SVP-Gegner von Economiesuisse bei der Masseneinwanderungsinitiative.

Der Schweizer Apfel ist wurmstichig geworden, der Wohlstand wird durchlöchert, weggefressen. Die grosse Gefahr ist die EU, die von der Schweiz jährliche Tributzahlungen und institutionelle Unterwerfung fordert. Emsig nagen die Rot-Grünen, die sich am Wohlstand laben, den andere schwer erwirtschaftet haben, «Krumme für Krumme [...] durch harte, gewissenhafte Arbeit» (Herbert Lüthy).

Schädlich für die Schweiz sind auch die «netten» bürgerlichen Mitteparteien FDP und CVP. Sie wollen die EU-Unterwerfung, die Entmachtung von Bürgern, Kantonen und Parlamenten, doch das gewichtige Thema verschieben sie auf die Zeit nach den Wahlen, um sich vorher als Superpatrioten aufzuspielen, die hinterher das Volk in die Irre führen.

All dies und mehr steckt im Provokations-Bild des wurmstichigen Apfels. Und dass sich einige Journalisten so selbstgerecht ereifern, macht nur deutlich, wie sehr auch sie sich angesprochen fühlen als Mithelfer und/oder Vertuschler bei der grossen Schweiz-Auslöschung.

Was wiederum beweist: Die Provokation war nötig. Wer mit seinen Botschaften nicht mehr durchkommt, weil sich die Medien mit dem politischen Gegner verbündet haben, muss provozieren, um wieder gehört zu werden.

Mit einem Schlag, mit einem Plakat kehrt die journalistisch abgeschriebene SVP ins Zentrum der politischen Aufmerksamkeit zurück. Ein Meisterstreich. Aber auch Aufklärung: Die Konfliktlinien werden wieder sichtbar, die Fronten entstellen sich zur Kenntlichkeit, und der Wähler hat plötzlich Auswahl und Übersicht. Das Apfelraupen-Plakat wirkt wie ein reinigendes Gewitter auf die zuvor klimaschwül gelähmte Schweizer Politik. Endlich ist Wahlkampf.



Zeit des Vergessens: Kevin Spacey. Seite 56



Feigenblatt: Hongkong. Seite 48



«Bei uns im Ministerium gibt es chinesische Nudeln für € 1,73 und Leitungswasser.»

Marlène Schiappa: Seite 50

Titelgeschichte

- 11 **Kommentare**
Warum Meyer wegmuss
- 18 **SBB in der Krise**
Analyse zum Niedergang

Kommentare & Analysen

- 7 **Editorial**
- 12 **Zeitgeist**
Lob der Flugscham
- 13 **Eine Frage der Moral**
Lüstern grinsende Phallokraten
- 14 **Kopf der Woche** Matteo Salvini:
Faschist Salvini?
- 22 **Mörgeli** Kontrolleur Ochsner
- 22 **Bodenmann**
Grönland oder UBS kaufen?
- 23 **Medien** Öffentliches Privateigentum
- 23 **Die Deutschen** Wie Manna
- 35 **Ausland** Grönland for sale

Inland

- 26 **Helvetias linke Ruferinnen**
Kalkulierte Frauenförderung
- 30 **Analphabeten in der Sek**
Urteil des Bundesgerichts
- 31 **Karin Keller-Sutter**
Gegenvorschlag statt Gegenwehr
- 32 **Das prügelnde Klassenzimmer**
Gewalt unter Migrant*innen
- 34 **Sonnenanbeter und Politikbastler**
Totale Solaroffensive
- 39 **Amstutz' Geschoss**
Umstrittenes Apfel-Plakat

Ausland

- 36 **Adrian Gasser**
Spitzbub aus dem Schwarzbubenland
- 43 **Mein Nordkorea**
CVP-Nationalrat Claude Béglé
- 46 **Hongkong** Demonstranten mit
falschem Drehbuch
- 48 **Masse als Schutzschild**
Gewaltfreie Proteste sind en vogue
- 50 **Marlène Schiappa** Frankreichs
«sapiosexuelle» Gleichheitsministerin
- 51 **Inside Washington** Die Offenbarung
- 52 **Boris Johnson**
«Operation Goldammer»

Wirtschaft & Wissenschaft

- 28 **Konstruierte Heldinnen**
Wie Ada Lovelace Pionierin wurde
- 33 **Tabakverbot** Nur noch Werbung für
Smoothies und Quinoa Bowls?
- 40 **Alle Macht den Pandabären**
Einfluss der Umweltverbände
- 42 **«Graue Emissionen»**
Essay von Rudolf Walser

Kultur & Gesellschaft

- 20 **Alain Claude Sulzer** «Ich habe
mich nie diskriminiert gefühlt»
- 44 **Beat Breu**
Bergfahrers letzter Tusch
- 53 **Lasst der Merkel ihren Wagner**
Absurde Vorwürfe
- 54 **Ikone der Woche**
Stierleben

- 56 **Kevin, allein zu Haus**
Der Fall von Kevin Spacey
- 58 **Schottische Dämonen**
Diana Gabaldons «Outlander»-Saga
- 66 **Fliegende Äxte, heulende Sägen**
Meisterschaft der Sportholzfüller

Rubriken

- 11 **Im Auge** Jamie Salter, Lizenzhändler
- 16 **Personenkontrolle**
- 17 **Nachruf** Peter Fonda
- 24 **Darf man das?**
- 24 **Leserbriefe**
- 25 **Fragen Sie Dr. M.**
- 60 **Die Bibel** Weisheitsquelle
- 60 **Kino** «La paranza dei bambini»
- 61 **Knorrs Liste**
- 61 **Jazz** Sylvie Courvoisier, Mark Feldman
- 62 **Thiel** Kondolenzschreiben
- 62 **Namen** Mode für die Ewigkeit
- 62 **Fast verliebt** Frauenvorwürfe
- 63 **Unten durch** Fortpflanzung
- 64 **Wein**
Wie von der Natur selbst erfunden
- 64 **Salz & Pfeffer**
Ein Steinwurf vom Hafen
- 65 **Auto**
Lexus UX 250h Excellence
- 68 **Tamaras Welt**
Spott für grüne Vielflieger

WIR MACHEN IHREN BODEN ZUR HEIZUNG

In Zusammenarbeit
mit Ihrem Installateur



Die Einfrästechnik ist eine clevere Methode zur nachträglichen Installation von Bodenheizungen. In den rohen Unterlagsboden fräsen unsere Spezialisten mit einer Fräsmaschine – völlig staubfrei – ein Rillennmuster für die Heizungsrohre ein. Sie verlieren keine Raumhöhe und gewinnen dank der neuen Bodenheizung an Gestaltungsfreiheit und Komfort.

Gerne beraten wir Sie unverbindlich:
www.naef-group.ch | 044 786 79 00



 **Naef** Rohrrinnensanierungen | Das Original
GROUP | Schweizweit führend seit 1985



Schweizer Premiere: Igudesman & Joo

Mozart, Bach und Comedy

Wer das virtuose Musiker-Duo noch nicht kennt, hat Nachholbedarf: Mit über 45 Millionen Youtube-Klicks sind Igudesman & Joo längst ein internationales Phänomen. Als exklusive Schweizer Premiere präsentieren sie im KKL Luzern ihr neues Bühnenprogramm «Die Rettung der Welt». Ein Spektakel, das man nicht verpassen sollte!

Trump, Klima, Brexit – wer sich ärgern will, findet genügend Gründe. Doch wer rettet die Welt vor grauer Monotonie und insbesondere die grossen Bühnen der Hochkultur vor tödlicher Langeweile? Es sind die beiden talentierten Musiker Aleksey Igudesman und Hyung-ki Joo. Auf ihre urkomische Art verbinden sie Mozart, Bach und Beethoven mit Show, Comedy und Pop.

Igudesman & Joo eroberten mit Piano und Violine die Welt im Sturm. Die beiden Musik-kabarettisten standen mit dem New York Philharmonic, dem Chicago Symphony Orchestra, dem Los Angeles Philharmonic und dem London Philharmonic Orchestra auf der Bühne. Sie teilten sich das Podium mit renommierten Solisten wie Joshua Bell, Janine Jansen, Gidon Kremer, Mischa Maisky oder Yuja Wang.

Am 11. Oktober ist ihr brandneues Programm zum ersten Mal in der Schweiz zu erleben!

«Die Rettung der Welt»
Der Titel ist bei Igudesman & Joo Programm: Die Welt versinkt – aber nicht im bunten Chaos, nein, in grauen Räumen, tödlicher Langeweile und grauer Monotonie.

Doch die Rettung naht: Die beiden begnadeten Performer zeigen uns, wie man dem Leben die nötige Portion Chaos und Humor einhaucht und es dadurch frisch und bunt erhält. Lassen Sie sich anstecken von Aleksey Igudesman und Hyung-ki Joo, wenn sie Mozart, Bach und Beethoven auf ihre ganz eigene Weise darbieten. Denn nur durch Kunst als höchste Form der Kreativität kann die Welt gerettet werden. Willkommen an der Schweizer Premiere!

Platin-Club-Spezialangebot

«Die Rettung der Welt» mit Aleksey Igudesman (Violine) und Hyung-ki Joo (Klavier)

Datum:
Freitag, 11. Oktober 2019, 19.30 Uhr

Veranstaltungsort:
KKL Luzern, Konzertsaal

Preise:
Kat. I Fr. 79.– (statt Fr. 98.–)
Kat. II Fr. 74.– (statt Fr. 92.–)
Kat. III Fr. 69.– (statt Fr. 86.–)
Kat. IV Fr. 63.– (statt Fr. 78.–)

Buchung:
Das Spezialangebot ist buchbar mit dem Kennwort «Weltwoche» über Tel. 041 361 62 62 (Ticket-Hotline) oder online mit dem Promotions-Code «Platin-Club» über www.obrassoconcerts.ch.

Bedingungen:
Gültiges Abonnement der *Weltwoche*. Das Angebot ist nicht kumulierbar. Es können zusätzliche Gebühren bis Fr. 9.– anfallen.

Veranstalter:
Obrasso Classic Events GmbH
www.obrassoconcerts.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Andreas Meyer sollte gehen

Von Beat Gygi — Der langjährige SBB-Chef hat das Unternehmen in eine prekäre Lage gebracht, weil er dessen Ausrüstung vernachlässigt hat. Der Verwaltungsrat sollte ihn ablösen.



Der Glanz ist weg: SBB-Chef Meyer.

Die SBB sind unvermittelt ins Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit geraten, das Mängel sichtbar macht, die man vorher wegen raffinierter Lichtführung übersehen hat. Nach dem tödlichen Unfall eines Zugbegleiters, verursacht durch eine fehlerhafte Waggontür, fragen sich viele, wie gesund, leistungsfähig und solid das Bundesunternehmen überhaupt ist, ja wie verlässlich und wie gut die Führung ist.

Diese Fragen hängen eng mit dem Konzernchef zusammen: dem 58-jährigen Andreas Meyer, der schon während mehr als einem Jahrzehnt den SBB-Kurs bestimmt. Meyer, ausgebildeter Jurist, kam Anfang 2007 nach längerer Tätigkeit in Deutschland, unter anderem bei der Deutschen Bahn, in die Schweiz zurück und wurde Nachfolger des populären Benedikt Weibel als CEO der SBB. Popularität gewinnen, durch intensive Öffentlichkeitsarbeit und politische Vernetzung das Image pflegen – das zählte für Meyer denn auch zu den wichtigen Akzenten seiner Führungsarbeit bei den SBB.

Trotz aller Kommunikationsanstrengungen: So glänzend, wie Meyer es möchte, ist das Image des Unternehmens seit längerem nicht. Passagiere spüren die Verspätungen, Ausfälle, verpassten Anschlüsse und überfüllten Züge am eigenen Leib. Firmenkunden sind sich der beschränkten Angebote der Bahn seit je bewusst. Der Unfall hat schlagartig deutlich gemacht,

dass die SBB bezüglich Personal wie auch Material fast oder ganz überfordert sind. Zum einen deuten Reaktionen von Mitarbeitern auf den Umgang des Managements mit dem Todesfall darauf hin, dass es bezüglich Vertrauen und Loyalität im Unternehmen nicht zum Besten steht. Zum andern lässt der Einsatz von Eisenbahnwagen mit lebensgefährlicher Fehleranfälligkeit auf eine gravierende Mangelsituation bei der Ausrüstung schliessen. Im Artikel auf Seite 18 wird dargelegt, mit welch knapp bemessenem und teilweise sehr veraltetem Rollmaterialpark die SBB fuhrwerken, weil die Führung es versäumt hat, rechtzeitig in die erforderliche technische Ausrüstung zu investieren.

Rücksicht auf Popularität und Politik

Meyer unternahm 2018 kurz den Versuch, diese Schwächen als Erbe aus der Zeit seines Vorgängers darzustellen. Er ist jedoch bereits seit fast dreizehn Jahren Konzernchef, so dass der heutige Zustand des Unternehmens vor allem in seiner Verantwortung zu sehen ist. Gewiss, die nachfragesteigernde Bahn 2000 wurde 2004 in Betrieb genommen, also bevor er 2007 den CEO-Posten antrat. Aber die gut sechzig neu zu konzipierenden Fernverkehrs-Doppelstockzüge von Bombardier wurden dann erst 2010 bestellt. Dass diese schliesslich mit

»» Fortsetzung auf Seite 12

Elvis lebt!



Jamie Salter, Lizenzhändler.

Sein Büro am New Yorker Times Square ist sein Friedhof. Die Wände sind mit toten Berühmtheiten tapeziert. Doch Jamie Salter, 56, hat sie wiedererweckt zum Geldverdienen. Die Idee hatte er, als ihm Cedella Marley klagte, wie unzählige windige Parasiten und Piraten mit dem Namen ihres früh gestorbenen Vaters angeblich eine halbe Milliarde Dollar scheffelten. Jamie Salter spürt mit seinem Finger immer den richtigen Wind. Er war zum Studium und Surfen aus der Kälte Torontos ins kalifornische «Sun and Fun» gekommen. Den Trend des Snowboardens setzte er mit als junger Sportwarenhändler, der anfänglich von Tür zu Tür die Kunden besuchte. Die Aktien seiner Ride Inc. gewannen innert 18 Monaten 1500 Prozent (und stürzten ab, als Nike nicht zugriff). Dann sanierte er marode Unternehmen, etwa die Polaroid, für die er Lady Gaga als künstlerische Direktorin engagierte. 2010 gründete er mit 250 Millionen Dollar Fremdkapital den Lizenzvermarkter Authentic Brands Group. «Die Firma, die Tote verkauft», wie die *New York Post* nüchtern formulierte, aber eigentlich sind es Untote, deren Ruhm nie stirbt: Bob Marley, Elvis Presley, Marilyn Monroe («Sie wird immer 36 bleiben, seit sie starb», schwärmt er), Muhammad Ali, Michael Jackson und auch lebende Legenden wie den Basketballer Shaquille O'Neil.

Salter bearbeitet mit lediglich 24 Angestellten seine 50 Kunden mit einem Etat von 1,5 Milliarden Dollar. Sie entrümpeln den Nachlass ihrer Celebritys und streiten mit Anwälten der illegalen Namensnutzer. Als Salter 2012 den Brand mitsamt Villa von Marilyn Monroe für geschätzte 20 bis 30 Millionen erwarb, strich er die 300 Lizenzen auf 80 herunter und setzte vor allem auf globale Marken wie Chanel No 5 statt auf Souvenir-kitsch. Nun hat der Finanzriese Blackrock die Aktienmehrheit an Authentic Brands für 875 Millionen Dollar übernommen und Jamie Salter ausgekauft, der indes CEO bleibt. Und bereits 110 Millionen in das *Sports Illustrated Magazine* gesteckt hat. Erspürt er das Revival der halbtoten Sportmedien? Peter Hartmann

mehreren Jahren Rückstand auf den Zeitplan, mit Kostenüberschreitungen und allenfalls mit bleibenden Mängeln zum Einsatz kommen, hat die Lage noch verschärft und Streit provoziert – all dies unter Meyers Führung.

Eine Gruppe von dreissig Experten vorwiegend aus dem Verkehrsbereich, das Komitee Bahn 2000 plus, warnt vor einem nächsten Desaster, nämlich dem bevorstehenden Ausbauschnitt 2035 des Schweizer Schienennetzes. Dieses vom Bundesamt für Verkehr unter Mitwirkung der SBB geplante Vorhaben für 13 Milliarden Franken laufe auf eine Verzettelung der Mittel hinaus. Die Berücksichtigung kantonaler und lokaler Wünsche führe zu einem Flickenteppich von Investitionen, statt dass die überlasteten und störungsanfälligen Hauptlinien und Knotenpunkte des Netzes gestärkt und die SBB so wieder verlässlich und ertragsstark gemacht würden. Im Konzept fehle eine moderne leistungsfähige Hauptlinie. Sie kritisieren: Ein S-Bahn-Netz Schweiz mit dichtem Angebot, aber wenig Komfort und niedrigen Geschwindigkeiten könne nicht das Ziel sein.

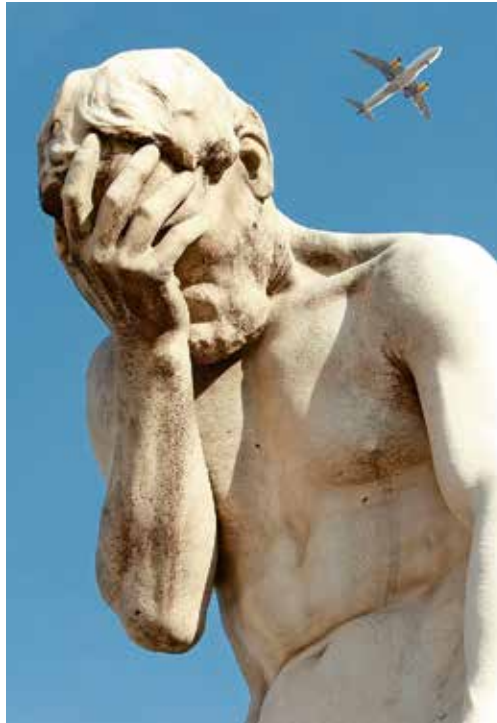
Genau davon spricht jedoch Meyer: Die SBB würden im Fernverkehr weiter das Netz verdichten, das schweizweit zur engmaschigen S-Bahn werden soll; so skizziert er die Zukunft. Ziel seien ganze Mobilitätsketten mit Tram, Bus, Auto oder selbstfahrenden Fahrzeugen, eine Art öffentlich organisierte Mobilitätswelt. Und gemäss Meyer muss dieses System unbedingt vor der Zerlegung oder vor Eindringlingen geschützt werden; würde das Netz aufgerissen, seien die Vorteile dahin. Die SBB-Führung setzt deshalb auch in der politischen Vernetzung viel Energie ein – die CVP spielt eine wichtige Rolle –, um Konkurrenz abzuwehren, etwa gegen die BLS im Fernverkehr, gegen Fernbusse, gegen die Öffnung des Frachtgeschäfts Cargo für die Beteiligung Dritter. Seine politische Gewandtheit nutzt der SBB-Chef auch im Umgang mit Verwaltungsrat und Bundesbehörden, die als Kontrollinstanzen gedacht sind, aber informationsmässig im Nachteil sind. Selbst wenn es um Billettpreise ging, dominierte oft die Rücksicht auf Popularität und Politik.

Für eine unternehmerischere Bahn ist Meyer die falsche Besetzung. Er ist begabt im Verkaufen, genial in PR und Beziehungspflege, aber nicht der Bewegter und Problemlöser, der jetzt nötig ist. Seine ganze lange Amtszeit belegt das, und eine Fortsetzung seines Kurses würde sich nicht vertragen mit einem Verkehrsanbieter, der sich in wettbewerblich umkämpften Märkten schlagen muss. Sollen die SBB künftig stärker nach betrieblichen Erfordernissen und weniger nach politischen Erwägungen geführt werden, sollte Meyer gehen und einem anderen CEO Platz machen.

Mehr zur Krise bei den SBB: Seite 18

Lob der Flugscham

Von Rico Bandle — Dass durch die Klimabewegung der Begriff der «Scham» eine Renaissance erlebt, ist eine durchwegs positive Sache.



Fähigkeit zur Selbstreflexion.

Das Schamgefühl stand in den letzten Jahrzehnten nicht sehr hoch im Kurs. Die 68er liessen die Hüllen fallen, foutierten sich – oftmals zu Recht – um alte Werte. Plötzlich war vieles möglich, was einst verpönt war. «Anything goes» hiess das Credo, die Scham war hierfür ein Hindernis, sie musste weg. Tadelten Pädagogen und Eltern die Kinder einst mit dem Ausdruck «Schäm dich!», so lautete das zentrale Erziehungselement plötzlich: «Du brauchst dich nicht zu schämen!»

So begrüssenswert dieser Wandel in vielerlei Hinsicht war, die negativen Nebeneffekte sind bis heute frappant. Denn Scham- und Schuldgefühle sind Ausdruck dafür, dass der Mensch über ein Moralempfinden verfügt, dass er spürt, was richtig und was falsch ist.

Sich zu schämen, ist etwas spezifisch Menschliches, gekoppelt an die Fähigkeit zur Selbstreflexion und zur Selbstachtung. Entsprechend entwickelt sich diese Gefühlsregung bei Kindern erst ab dem dritten Lebensjahr. Dann aber in voller Stärke, inklusive körperlicher Begleiterscheinungen wie Erröten, erhöhten Herzschlags, Schlaflosigkeit und so fort.

Dies geschieht nicht ohne Grund. Das Schamgefühl erfüllt einen wichtigen sozialen Zweck, sowohl für das Individuum (Schutzfunktion) als auch für die Gesellschaft. Rück-

sichtsloses und egoistisches Verhalten wird durch die quälende Empfindung der Scham zurückgebunden. Geht dieser Reflex verloren, hat dies unschöne Konsequenzen. In der Regel tritt dann umgehend der Staat in Aktion mit neuen Gesetzen, Verboten und Überwachungsmassnahmen. Diese Tendenz ist überall zu beobachten: Wo sich die Leute nicht mehr schämen dafür, Abfall auf den Boden zu werfen, wird über Littering-Bussen diskutiert; bieten Zugpassagiere einer gebrechlichen Person nicht freiwillig ihren Sitzplatz an, müssen spezielle Behindertenplätze her; nehmen die Leute nicht Rücksicht auf Nachbarn, werden Lärmgesetze gefordert. Dinge, die als selbstverständlich galten, müssen plötzlich reglementiert werden.

Tadel nach Grossmutter Manier

Aber auch auf höherer Ebene zeigen sich die Auswirkungen dieses Wandels. Das Schamgefühl sorgte zum Beispiel lange dafür, dass in der Schweiz trotz Bankgeheimnis eine im Vergleich hohe Steuerehrlichkeit herrschte. Die Steuerdaten waren öffentlich einsehbar, die soziale Kontrolle funktionierte, niemand wollte riskieren, im Dorf als Steuersünder blossgestellt zu werden. Entsprechend bezahlten die Leute von sich aus ihren Obolus. Dass das einst so hochgehaltene Schweizer Bankgeheimnis praktisch widerstandslos gefallen ist und der Staat mehr denn je in der Privatsphäre rumschnüffeln darf, ist mitunter das Resultat einer über alle Bildungs- und Einkommensschichten schamloser gewordenen Gesellschaft.

Wenn die Klimajugend nun ganz konservativ von den Leuten «Flugscham» einfordert – also die Flugreisenden nach Grossmutter Manier tadeln: «Schämt euch!» –, so ist dies zu begrüssen. Einerseits, weil grossmundig mehr Klimaschutz zu fordern und trotzdem auf die andere Seite der Welt zu fliegen, tatsächlich ein Grund ist, sich zu schämen. Andererseits, und das ist viel wichtiger: Wer an so etwas wie «Flugscham» glaubt, der glaubt an Selbstregulierung und Eigenverantwortung, ganz im liberalen Sinne.

Wem Fliegen zu umweltschädlich erscheint, der soll es lassen. So einfach ist das. Zu befürchten ist aber, dass die zumeist gutsituierten Klimawarner stattdessen das Fliegen durch neue «Umwelt-Abgaben» und «CO₂-Kompensationen» zu verteuern versuchen. Damit sie selber weiterhin in die Ferien fliegen können. Ganz ohne sich dafür schämen zu müssen.

Lüstern grinsende Phallokraten

Von Eugen Sorg — Feministen verfallen immer wieder auf krude Verschwörungstheorien, die einen Angriff auf Realität und geistige Gesundheit darstellen. Ein wenig Selbsterforschung täte gut.

Die kommunistische Zeitung *Der Funke* frohlockte. Man hatte dort schon länger ein «weltweites Aufkeimen der Kämpfe gegen Frauenunterdrückung» festgestellt. Und nun war eine halbe Million Menschen dem Aufruf zum Frauenstreik vom 14. Juni gefolgt. Die «scheinbar ruhige» Schweiz, halluzinierten die *Funke*-Marxisten, erweise sich als «Teil einer internationalen Entwicklung, deren Fundament die organische Krise des Kapitalismus bildet».

Tatsächlich deutete nichts auf eine umstürzlerische Haltung der «Streikenden» vom 14. Juni hin, die von Grossfirmen wie Migros, UBS, ABB ermuntert worden waren, an der nationalen Kundgebung teilzunehmen, und die von den meisten Medien und Politikern beklatscht wurden. Man sah kaum Wut oder Verbitterung, aber viele lachende Gesichter von mittelständischen Frauen jeden Alters, die sich offensichtlich dabei wohl fühlten, einmal ganz unter ihresgleichen zu sein. «Das Zusammengehörigkeitsgefühl war wunderschön», fasste eine Teilnehmerin die gemeinsame Erfahrung zusammen. Entsprechend harmlos waren die meisten Forderungen der Protestierenden.

In Erinnerung des Zuschauers bleiben zwei Monate später höchstens einige besonders skurrile politgynäkologische Aktionen wie die «Klitoris-Wandlung: Aufklärung ohne Sexismus», wo ein riesiges Klitoris-Modell auf einem Leiterwagen spazieren geführt wurde; oder der Workshop «Wir basteln eine Vulva»; oder das Transparent mit dem Tampon und dem rätselhaften Bekenntnis: «Wir menstruieren auf das Patriarchat!» Ansonsten waren die Parolen so langweilig, dass man sie schnell wieder vergass.

Lohnleichheit wurde gefordert, Vereinbarkeit von Kind und Karriere, bezahlte Hausarbeit, Respekt, Frauenquoten – das übliche Klage- und Wunschkonzert des rot-grünen Mainstreams. Die uninspirierte Themensetzung hatte damit zu tun, dass der Feminismus, zumindest der frauenrechtliche, politische, gesiegt hat. Was gibt es noch einzufordern? Die grossen Ziele sind erreicht, das Patriarchat ist abgeschafft, der historische Anspruch auf

Gleichstellung eingelöst. Hier existieren keine administrativen Mauern mehr, die Frauen daran hindern, den gleichen Beruf wie ein Mann zu ergreifen, falls sie es wollen. In keiner uns bekannten Zivilisation waren Frauen (und Männer) je so frei und gleichberechtigt wie in unserer westlich-abendländischen Moderne.

Zwar überdauern kulturelle Einstellungen in den Köpfen oft die überwundenen Verhältnisse. So mögen einige denken, Frauen seien dümmer als Männer, obwohl mehr als die Hälfte der Studierenden heute Frauen sind. Diese Meinung jedoch öffentlich zu äussern, dürfte sich kaum einer mehr getrauen. Er würde Spott und Hohn ernten. Rücksichtsvoller allerdings reagiert man auf einen anderen spät-patriarchalen Restreflex: den Ruf nach hoheitlichen Frauenquoten für Kaderpositionen. Doch wieso sollten Frauen in ihrer Karriere ausgerechnet von Vater Staat chaperoniert werden? Frauen brauchen keine Protektion und keine Sonderförderung. Sie sind nicht behindert.

Vielmehr könnte man im Selbstbewusstsein, einen historischen Sieg errungen zu haben, sich

frei genug fühlen, ein wenig Selbsterforschung zu üben. Denn der Post-68er-Feminismus verfiel immer wieder in schrille Männerfeindlichkeit. Die Welt wurde gezeichnet als Verschwörung lüstern grinsender Phallokraten gegen die weibliche, ohnmächtige Hälfte der Menschheit. Von Vergewaltigung bis zur Galanterie, hinter allem entlarvte man das maskuline Zentralmotiv: Macht auszuüben und Frauen zu demütigen. Die männliche Gier nach Dominanz kannte in dieser Schau keine Grenzen.

Ende der achtziger Jahre verkündeten feministische Kreise die Botschaft, jedes zweite Mädchen werde in seiner Kindheit sexuell missbraucht. Und zwar meistens vom Vater oder Onkel. Als Beweis dienten dubiose Statistiken und Dunkelziffern. Die traditionelle Familie war kein sicherer Ort, sondern die Hölle. Die Kampagne «Väter sind Täter» hatte grossen Erfolg. Beratungsstellen wurden gegründet, Experten fanden ein Auskommen und unzählige Publikationen eine ebenso erschreckte wie faszinierte Leserschaft. Die allgemeine Erregung über den angeblich alltäglichen «Seelenmord» dauerte wenige Jahre an, befeuerte manche Hexenjagd und verschwand wieder, als wäre nie etwas gewesen. Nicht weil die Experten das Problem gelöst oder neue Statistiken Entwarnung gegeben hätten. Sondern weil keine Hysterie ewig andauert.

Der gegenwärtige feministische Angriff auf den Mann kommt von der Gender-Ideologie. Sie unterstellt diesem nicht mehr primär eine monströse Sexualität, sondern spricht ihm schlicht eine eigene Geschlechtsidentität ab. Geschlecht, das heisst Gender, sei keine naturhafte Kategorie, sondern ein flexibles, vielfältig auftretendes soziales Konstrukt. Die Unterscheidung in Mann und Frau, die Behauptung, Heterosexualität sei das Normale, zementierten in Wirklichkeit patriarchale, neuerdings noch: weisse Machtstrukturen. Die Gender-Bewegung mit der Philosophin und Lesbenaktivistin Judith Butler als Vordenkerin ist ein absurder Angriff auf Biologie, Realität und geistige Gesundheit.

Will der Feminismus ernst genommen werden, muss er sich mit seinen Auswüchsen auseinandersetzen. Bis jetzt gab man sich jedoch konfliktscheu. Eine der wenigen, die die moralische Selbstgerechtigkeit des feministischen Opferkultes und den gesellschaftlich desaströsen Kampf gegen Mann und Mannhaftigkeit beharrlich kritisiert, ist die streitbare Essayistin und Feministin Camille Paglia. «Läge die Zivilisation in Frauenhänden», schrieb sie einmal, «leben wir immer noch in Strohütten.»





Sprache des Volkes: Innenminister Salvini.

Kopf der Woche

Faschist Salvini?

Von Nicholas Farrell — Matteo Salvini gehört zu den Lieblingsfeinden der europäischen Presse. Oft wird behauptet, der populärste italienische Politiker sei ein neuer Duce. Die Verteufelung der Lega als neue faschistische Partei entbehrt jeder historischen Grundlage.

Journalisten, unterstützt und angefeuert von der globalen Linken, bezeichnen Matteo Salvini und seine populistische Partei Lega gemeinhin als «rechtsextrem». Das Wort «faschistisch» können sie sich oft nur mit Mühe verkneifen. Ob sie für CNN, die BBC, für Al-Dschasira oder die *New York Times*, den *Spiegel* oder Reuters arbeiten, sie lassen die Öffentlichkeit jedenfalls nicht im Zweifel darüber, was die Wahrheit ist – was ihre Wahrheit ist: dass Salvini und seine Lega die Faschisten von heute sind.

Die italienischen Mainstream-Medien, die – ob links oder rechts – bekanntlich ausserstande sind, unvoreingenommen über ihr Land zu berichten, bezeichnen Salvinis Lega meist als rechtskonservativ.

Die ausländischen Kollegen interessiert das nicht. Sie stürzen sich auf jeden Anlass, der ihnen noch den fadenscheinigsten Vorwand

liefert, Salvini mit Benito Mussolini und die Lega, Italiens populärste Partei, mit den Faschisten zu vergleichen.

Fake News über den Faschismus

Als Salvini im Mai während des EU-Wahlkampfes Forlì besuchte, sprach er auf dem Balkon des Rathauses an der Piazza Saffi. Daraufhin brach die Presse in einen Sturm der Empörung aus. Der *Guardian* schrieb beispielsweise: «Salvini spricht vom selben Balkon aus zur Menge, auf dem Mussolini die Hinrichtung seiner Gegner verfolgte», dazu Fotos von Salvini neben Fotos von Mussolini. Alles klar?

Ich habe während der Arbeit an meiner Mussolini-Biografie fünf Jahre im benachbarten Städtchen Predappio gelebt, wo der Duce geboren wurde und begraben ist. Und ich kann sagen: Ja, Mussolini hat während seiner zwanzigjährigen Diktatur ein-, zweimal von die-

sem Balkon aus zur Menge gesprochen, aber er hat dort keine Hinrichtungen beobachtet, weil auf dieser Piazza keine Hinrichtungen stattgefunden haben.

Diese Falschinformation ist natürlich nur ein kleines Detail. Man verbreitet Fake News über Mussolini und den Faschismus, meint aber Salvini und seine Lega. Und vergessen wir nicht, Italien ist reich an Balkonen, die Mussolini als Rednertribüne dienten. Entscheidend ist die unablässige Verbreitung derartiger Informationen in den Medien, die auf diese Weise sehr geschickt insinuiert, dass Salvini der neue Mussolini und seine Lega die neue faschistische Partei sei.

Salvinis erfolgreiches Vorgehen gegen die illegalen Migranten, die von Libyen aus über das Mittelmeer geschafft werden, ist für die Medien natürlich ein gefundenes Fressen. Es ist praktisch das Einzige, was die Koalitions-

regierung aus linkspopulistischer Fünf-Sterne-Bewegung und rechtsradikaler Lega zustande brachte, bevor es kürzlich zum unvermeidlichen Bruch kam.

Die überaus populäre Bekämpfung der illegalen Migration, die Salvini versprach und auch durchsetzte, bietet den Medien jedoch die Gelegenheit, ihn als brutalen Rassisten zu brandmarken, mithin als Faschisten. Es erklärt aber auch, warum seine Lega, die bei den Wahlen im März 2018 auf 17 Prozent kam, derzeit bei 38 Prozent steht und die Fünf-Sterne-Bewegung von 34 auf 15 Prozent abfiel.

Salvini verkündete unlängst das Ende der Koalitionsregierung, weil die Fünf Sterne und Lega schon seit Monaten zerstritten waren. Die anderen Parteien (einschliesslich seiner neuen Feinde, der Fünf Sterne) werden alles daransetzen, um Neuwahlen zu verhindern.

Aber halten wir fest: Es ist nicht rassistisch, geschweige denn faschistisch, den illegalen Menschenhandel über das Mittelmeer zu beenden. Zwischen 2013 und 2018 kamen 600 000 Migranten nach Italien, die allermeisten von ihnen keine Flüchtlinge, sondern Wirtschaftsmigranten und daher illegal hier – zum grössten Teil Schwarzafrikaner. Sie waren nicht einmal notleidend, denn für den Transport durch die Sahara und über das Mittelmeer müssen mehrere tausend Euro hingelegt werden.

Weder Salvini noch die Mehrheit der Italiener, die sein Verbot der illegalen Migration befürworten (selbst wenn sie ihn nicht wählen), sind Rassisten oder Faschisten. Sie wollen einfach nicht, dass Italien weiterhin das Flüchtlingslager Europas ist, zumal andere EU-Staaten sich kaum an dieser Bürde beteiligen.

Die Italiener sind gegen illegale Migranten (nicht gegen echte Flüchtlinge), ein Umstand, den Papst Franziskus in seinen migrationsfreundlichen Stellungnahmen viel stärker berücksichtigen sollte. Keine verantwortungsbewusste demokratische Regierung könnte sich darüber hinwegsetzen.

Salvini hat sich, wie versprochen, gegen den Ansturm gewendet, aber in diesen Sommermonaten sind wieder mehrere private Rettungsschiffe aufgetaucht, die ihre Migranten unter allen Umständen nach Italien bringen wollen – obwohl Sizilien 350 Meilen von Libyen entfernt und der nächste sichere Hafen in Tunesien oder Malta ist.

Rosenkranz in der Hand

Dass Salvini kein Faschist ist, erklärt sich vor allem aus der Tatsache, dass er nicht einmal in seinen wildesten Träumen eine Diktatur errichten will. Es sind vielmehr die linksliberalen Intellektuellen, die für die Lockrufe einer Diktatur empfänglich sind, indem sie die Demokratie in Frage stellen, wenn sie Politikern wie Salvini Macht gibt.

Der Faschismus zielte auf die totale Kontrolle der Bürger ab, vor allem ihrer Gedanken.



Hätte Intoleranz der heutigen Linken begrüsst: Mussolini.

Heutzutage haben wir es (in Italien, aber auch anderswo) mit politischer Korrektheit zu tun, mit dem Kampf um kulturelle Hegemonie, wie er von Antonio Gramsci propagiert wurde. Mussolini hätte, anders als Salvini, die Intoleranz der heutigen Linken und die Gehirnwäsche, der unsere Kinder in der Schule unterzogen werden, durchaus begrüsst.

Sein Ziel war die Schaffung einer säkularen Religion. In der programmatischen Schrift «Der Geist des Faschismus», die er 1932 mit

Salvini hat keine Pläne, in Afrika ein Imperium zu gründen – oder Griechenland zu erobern.

dem Philosophen Giovanni Gentile verfasste, heisst es: «Faschismus ist ein religiöser Begriff vom Leben, der eine «spirituelle Gesellschaft» begründen will.» Oft sagte er: «Der Glaube versetzt Berge.» Allein der Glaube zählte, viel mehr als die Vernunft. Ungeachtet der Lateranverträge von 1929 blieb der Faschismus der wichtigste Gegner der katholischen Kirche in ihrem Kampf um Geist und Seele der Italiener.

Natürlich war der Duce nicht der Papst, geschweige denn Jesus, aber Salvini hat nicht so grandiose Ziele. Oft erscheint er sogar mit einem Rosenkranz in der Hand, wenn er eine Rede hält und für christliche Werte eintritt. Bei Mussolini, der für römische Werte eintrat, wäre das nie vorgekommen.

Salvini predigt auch keine Gewalt gegen Andersdenkende, so provozierend seine Reden und Twitter-Kommentare auch sein mögen. Ja, Mussolinis kommunistische Feinde waren, wenn sich die Gelegenheit bot, ebenso brutal wie die Faschisten, aber die faschistischen Schwarzhemden unterdrückten ihre Gegner tatsächlich mit Gewalt.

Ein weiterer Grund, warum Salvini kein Faschist ist, ist blamabel – für die Linke: Er ist nämlich, im Gegensatz zu den Faschisten, kein Linker! Es ist einer der grossen geschichtlichen Irrtümer, den Faschismus als rechte Bewegung

zu bezeichnen. Mussolini war ein revolutionärer Sozialist, der 1919 den Faschismus als alternative linksrevolutionäre Bewegung ins Leben rief. Er wollte den internationalen Sozialismus, wie er damals verstanden wurde, durch den nationalen Sozialismus ersetzen, nachdem der Erste Weltkrieg ihn (und viele andere Sozialisten) zu der Erkenntnis gebracht hatte, dass die Menschen sich ihrem Land stärker verbunden fühlen als ihrer Klasse. Der faschistische Staat wollte das Denken der Bürger nationalisieren, nicht die Produktionsmittel.

Insofern war das antikapitalistische Bündnis zwischen Faschismus (Deutschland/Italien) und Kommunismus (Sowjetunion) bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs viel natürlicher als die spätere Anti-Hitler-Koalition von Roosevelt, Churchill und Stalin.

3,8 Millionen Facebook-Follower

«Ja, ja», blöken sie, «aber Salvini ist ein hässlicher Nationalist.» George Orwell, ein Sozialist, der den Kommunismus verabscheute, wies auf einen wichtigen Unterschied zwischen Patriotismus und Nationalismus hin. Ein Patriot ist laut Orwell jemand, der sein Land, seine Kultur und Lebensart liebt, während ein Nationalist jemand ist, der anderen Ländern seine Kultur und Lebensart aufzwingen will. Patriotismus ist defensiv, Nationalismus offensiv. Salvini ist nicht einmal ein Nationalist, geschweige denn ein Faschist. Er ist ein Patriot. Er hat auch keine Pläne wie der Duce, ein Imperium in Afrika zu gründen – oder Albanien und Griechenland zu erobern.

Eines hat Salvini (Spitzname: il Capitano) jedoch mit Mussolini gemein: Er spricht die Sprache des Volkes. Er ist ein brillanter Kommunikator, auf Facebook hat er 3,8 Millionen Follower, und wenn er durchs Land reist, steigt er jedes Mal von der Rednertribüne und mischt sich unter das Volk, um mit den Leuten ein persönliches Wort zu wechseln, oder für ein Selfie. Er liebt das Bad in der Menge oder, wie Mussolini es nannte, den Dialog mit der Menge. In diesem Sommer war er an den italienischen Stränden unterwegs, oft mit nacktem Oberkörper, genau wie Mussolini. Die Menge liebte den Duce. Die Menge liebt den Capitano.



Aus dem Englischen von Matthias Fienbork
Nicholas Farrell: Mussolini – A New Life. Weidenfeld & Nicolson, 2003. 535 S.

Personenkontrolle

Schwab, Maurer, Bona, Fiala, Steinemann, Janiak, Lauber, Infantino, Uster, Müller-Boder, Spiess-Hegglin, Silberschmidt, Bellaiche, Kamber, Kohli

Klaus Schwab, Grenzgänger, soll Schweizer werden. Dies will zumindest Bundespräsident Ueli Maurer (SVP). Dass dieser Plan jetzt publik wurde und damit wohl im Keim erstickt, dürfte dem WEF-Gründer gar nicht so unangelegen kommen. Wie man aus Davos hört, haben sich zuletzt die Differenzen zwischen den Organisatoren des World Economic Forum und der örtlichen Hotellerie bedrohlich aufgeschaukelt. Die Hotels wollen dem WEF offenbar geringere Zimmerkontingente zugestehen, um selber während der Veranstaltung mehr Räume verkaufen zu können. Heikel für das WEF: Es hätte weniger gesicherte Unterkünfte für die eigenen Mitglieder und Teilnehmer, der Anlass würde kleiner. Aufgrund der Differenzen macht jetzt das Wort vom Wegzug aus Davos die Runde. Womit wir bei Schwabs Problem wären: Wie könnte er als frischgebackener «Eidgenosse ehrenhalber» das WEF aus der Schweiz abziehen? Schon ohne Schweizer Pass gestaltet sich das schwierig genug. Angesichts der geopolitisch angespannten Lage gäbe es als neutrales Territorium ausserhalb der Schweiz höchstens noch Singapur. (fsc)

Gian-Luca Bona, Wahlkampf helfer, offenbart seine Sympathien für die Frauen der FDP. Der Direktor der Empa aus dem Imperium der ETH lädt am 24. August als «Gastgeber» zu einer Veranstaltung der FDP-Frauen zu «Treibstoffalternativen». Als «Initiantin» des Events präsentiert sich Nationalrätin **Doris Fiala**. Dass leitende Bundesangestellte derart aktiv in die Politik eingreifen, ist das eine. Die andere Frage, die sich manche an der ETH stellen, lautet, ob Professor Bona auch ein Wirtepatent besitze. Er lädt nämlich zu «Kaffee und Kuchen». (gut)

Barbara Steinemann, Sparpolitikerin, ist gegenwärtig wieder bei jedem Dorf-, Quartier- und Grillfest auf Wahlkampftournee im Einsatz. Dabei setzt die Zürcher SVP-Nationalrätin als Geschenk an die Wähler wie schon seit vielen Jahren auf bunte Zeltli. Die Süssigkeiten sind in durchsichtige Säckchen verpackt, auf denen mittels Kleber Barbara Steinemann zur zweimaligen Wahl empfohlen wird. Wer sich mit der Verpackung aber



Velo statt Chrom: Jungliberaler Silberschmidt.



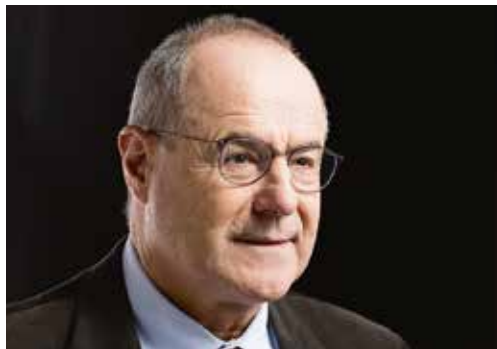
«Eidgenosse ehrenhalber»: Klaus Schwab.



Zielscheibe: SVP-Politikerin Müller-Boder.



Kaffee und Kuchen: ETH-Professor Bona.



Rundumschlag: SP-Ständerat Janiak.

etwas eingehender befasst, merkt rasch, dass ihr diesjähriges Konterfei einfach über dasjenige geklebt wurde, das sie schon vor vier Jahren verwendet hat. Hat Steinemann also ihre alten Zeltli einfach rezykliert? SVP-intern wird jetzt jedenfalls über die Sparsamkeit der Millionenerbin gespottet. Es gibt aber auch Bedenken, ob die Verteilung von so bejahrten Zeltli hygiene- und gesundheitspolizeilich nicht bedenklich sei. Der Zürcher SVP werde ohnehin ein Wählerschwund prophezeit. Da müsse man die verbliebenen Wähler ja nicht noch vorzeitig unter die Erde bringen. (WW)

Claude Janiak, Weisswascher, stellt sich vor den angeschlagenen Bundesanwalt **Michael Lauber**. Dieser ist wegen mehrerer nicht protokollierter Geheimtreffen mit Fifa-Chef **Gianni Infantino** in die Kritik geraten und muss um seine Wiederwahl im September fürchten. In Interviews und Gastkommentaren beklagt der abtretende Baselbieter SP-Ständerat Janiak, dass gegen Lauber eine eigentliche Kampagne laufe und Jagd auf ihn

gemacht werde. Während er den Bundesanwalt in den höchsten Tönen lobt, unterstellt er Laubers Kritikern indirekt unlautere Motive und putzt den Chef der Aufsichtsbehörde über die Bundesanwaltschaft, **Hanspeter Uster**, gar als «Kontrollfreak» ab, der schon anderswo Chaos angerichtet habe. Bei diesem Rundumschlag könnte man den Eindruck bekommen, dass es Janiak, der Michael Lauber privat kennt, an der nötigen Distanz mangelt. (fon)

Nicole Müller-Boder, Hassobjekt, wehrt sich mit Erfolg. Die Aargauer SVP-Politikerin ist eine bevorzugte Zielscheibe linker Hetze im Netz. Auf der Seite «Perlen aus Blocheristan» hiess es beispielsweise über sie: «So etwas von dumm und blöd. Ach ja, sie ist ja auch noch blond.» Nun hat Müller-Boder zu den bewährten Mitteln ihrer Gegenspielerin **Jolanda Spiess-Hegglin** gegriffen, aus deren Umfeld sie immer wieder attackiert wird, und die Hater angezeigt. Durch mehrere Strafbefehle sind die ersten von ihnen wegen übler Nachrede und Beschimpfung verurteilt

worden. Die Geldstrafen betragen teilweise mehrere tausend Franken. (gut)

Andri Silberschmidt, Trittbrettfahrer, vollführt kunstvolle politische Pirouetten. Ursprünglich einmal gestartet als bürgerliche Nachwuchshoffnung beim Zürcher Jungfreisinn, absolviert der Präsident der Jungfreisinnigen Schweiz jetzt gemeinsame Wahlkampfaktionen mit der Grünliberalen **Judith Bellaiche**. Der Kontrast zwischen 2015 und 2019 wird auch optisch deutlich. Tourte Silberschmidt vor vier Jahren noch im chromblitzenden Oldtimer durch den Kanton Zürich, nutzt er für seinen gegenwärtigen Nationalratswahlkampf, ganz ökologisch korrekt, ein blaues Velo mit Anhänger. (fsc)

Marcel Kamber, Neupensionär, wurde soeben von einer unerwünschten Publikation überrascht. In prachtvollen Goldlettern prangt auf dem rot gebundenen, zweihundertseitigen Werk: «Festschrift zu Oberrichter Marcel Kamber». Doch sind sämtliche Seiten leer – bis auf eine Doppelseite zu Leben und Werk des langjährigen Solothurner Richters. Da ist zu lesen, dass Kamber nach Schule und Studium Verwaltungsangestellter war und danach dreissig Jahre lang gerichtet hat. Dann steht: «Wissenschaftliche Publikationen null, Lehraufträge null, Auslandsaufenthalte null, selbständige Tätigkeit als Anwalt null». Und das Buch schliesst mit der Würdigung: «Ausweis für Berufung zum Richter: FDP». Insider vermuten als Urheber dieser «Festschrift» gewisse SVP-Kreise. Die wählerstärkste Partei des Kantons Solothurn blieb nämlich bislang trotz qualifizierter Kandidaten durch eine stillschweigende Übereinkunft der anderen Parteien konsequent vom Obergericht ausgesperrt. (mö)

Philip Kohli, Spender, setzt ein Zeichen. Der Präsident des Berner Stadtparlamentes musste vor einigen Tagen eine Sitzung wegen Tumulten im Saal vorzeitig abbrechen. Der Stadtrat hatte ausnahmsweise seine Versammlung in Ostermundigen abgehalten, weil der Ratsaal im Rathaus zu Bern wegen Bauarbeiten nicht zur Verfügung stand. Pech für Kohli, dass es in Ostermundigen keine elektronische Stimmzählung gab. Denn bei einer Abstimmung über einen Kredit zur Förderung des Velofahrens waren die Stimmzähler nicht imstande, das korrekte Abstimmungsverhältnis zu erheben. Worauf es im Saal drunter und drüber ging. Kohli wurde von allen bestürmt, die Abstimmungen zu wiederholen. Entnervt zog der BDP-Politiker schliesslich die Handbremse und brach die Versammlung ab. Sein Sitzungsgeld will er nun, laut *Berner Zeitung*, der «Spysi» spenden, einem Verein, der seit über hundert Jahren die Armen speist. (hmo)

Nachruf



Spirit einer neuen Ära: Peter Fonda.

Peter Fonda (1940–2019) — Die Erosion des hollywoodschen Studiosystems hatte viele Ursachen. Eine kam aus dem Keller der B-picture-Schmiede, wo Roger Corman junge autoritätsresistente Kerle für wenig Geld beschäftigte. Der storchenartige Peter Fonda, Sohn von Hollywoodlegende Henry Fonda, gehörte dazu. Er spielte in den Biker-Filmen, die Corman in den 1960er Jahren am Fliessband produzierte. «The Wild Angels» (1966) mit Nancy Sinatra im knappen Rock und im Wind wehendem Haar, mit Peter Fonda, war der Klassiker, der bei uns in den Bahnhofkinos lief. Peter Bogdanovich

(«The Last Picture Show») war Assistent für alles (Drehbuch, Kamera, Schnitt).

Eine Arbeitsweise, die sich bezahlt machen sollte. So wollte Peter Fonda im Sinne des Autorenkinos raus aus dem Rockerzeugs, eine Art Western, im Stil von John Fords «The Searchers». Bei seinem Kumpel Dennis Hopper, der mit James Dean gedreht hatte («Rebel Without a Cause», 1955), stiess er auf offene Ohren, schon weil ihn die Studios miieden. Er galt, durch Drogen- und Alkohol-Exzesse, als paranoid. Bei jungen Rebellen, die unbedingt produzieren wollten, stiessen die beiden mit ihrem Projekt («Loser» war der erste Titel) von zwei Hippies, die das Land erkunden, sich Billy (the Kid) und Wyatt (Earp) nennen und nach einer «langen Reise in tausend Stücke gerissen werden» (Fonda), auf offene Ohren.

Auch wenn die Dreharbeiten das reinste Chaos gewesen sein sollen, der extrem billig gedrehte Film, der schliesslich «Easy Rider» (1969) heissen sollte und zu dem noch Jack Nicholson stiess, wurde ein Riesenhit. Er verkörperte, durch die Musik, die Lässigkeit und Coolness, den Spirit einer neuen Ära. Der Erfolg zerstörte allerdings die Freundschaft. Jeder reklamierte für sich die Autorenschaft, dafür prophezeite man Peter Fonda eine grosse Karriere; doch die blieb aus. Mit zwei Western («The Hired Hand», 1971 und «Wanda Nevada», 1979) und dem SF-Film «Idaho Transfer» (1973) versuchte er sich ohne grossen Erfolg als Regisseur. Erst in Steven Soderberghs «The Limey» (1999) gelang ihm ein grosses Comeback als Schauspieler. *Wolfram Knorr*



«Werden in 50 Jahren noch Seniorenheime gebaut?»

Daniel Berner
CIO Schweiz
Swiss Life Asset Managers
zum selbstbestimmten Leben



SBB in der Krise

Verspätete und ausfallende Züge, geschlossene Schalter, fehlende Lokomotivführer, gebrochene Anschlüsse, Häufung von Baustellen, Propaganda statt Information, ungenügend funktionierende Züge und jetzt noch ein schwerer Unfall. Die Kritik an den SBB wächst. *Einschätzungen des Bahnspezialisten Hans Bosshard*

Lange Jahre schien der Stolz der Schweizer Bevölkerung auf ihre Staatsbahn fast grenzenlos. Nach 1945 galten die SBB als beste Bahn Europas, was im kriegsversehrten und verarmten Kontinent gewiss nicht falsch war. Am Gotthard fuhr die «stärkste Lokomotive der Welt» (sie steht jetzt im Verkehrshaus in Luzern). Leichtschnellzüge (anderthalb Stunden Zürich–Bern, dreieinhalb Stunden bis Genf, mit Holzsitzen in der zweiten Klasse) waren das Nonplusultra. «Rote Pfeile» für 125 km/h, nur in wenigen Exemplaren vorhanden, weckten Träume.

1964 überraschte Japan mit dem Shinkansen, 210 km/h schnell und sekundengenau pünktlich. Die französische Staatsbahn SNCF antwortete 1967 mit dem Capitole Paris–Toulouse, der 200 km/h erreichte. 1971 begeisterte sie mit ihren bis heute unübertroffenen Grand-Confort-Wagen für die Linien nach Toulouse, Bordeaux, Nantes, Strassburg. Ab 1981 eilte auf einer steileren, um 17 Prozent kürzeren Strecke der TGV (train à grande vitesse) mit 260, bald 300 km/h von Paris nach Lyon. Primär aus Kapazitätsgründen folgten Neubaustrecken für 300/320 km/h in Regionen Frankreichs, in Italien, Deutschland, den Beneluxländern und, ehrgeizig, Spanien.

Bahn 2000, kein TGV

Die SBB, politisch gewollt unterfinanziert und aufgrund der starken Bevölkerungszunahme in ernste betriebliche Schwierigkeiten geraten, erweiterten im Rahmen der Zürcher S-Bahn ihren unglaublich überlasteten wichtigsten Bahnhof. Von Neidgefühlen beflügelt,

Das Personal beanstandet seit langem, dass der Unterhalt des Rollmaterials zu sparsam erfolge.

entstanden in der übrigen Schweiz zahlreiche regionale Projekte. Neubauabschnitte, teilweise für 200 km/h, bei Freiburg, zwischen Bern, Basel, Olten und bei Winterthur bildeten den Kern der Bahn 2000. 1987 in einer Referendumsabstimmung bewilligt, aber finanziell schlecht geplant, sind drei dieser Projekte bis heute unausgeführt.

Die 45 Kilometer lange Strecke Mattstetten–Rothrist, mit einer kurzen Verbindung nach Solothurn, hat 2004 die Fahrzeit Bern–Zürich auf 56 Minuten gedrückt. Anders als 1981 der TGV die SNCF hat der rasch eingetre-

tene Erfolg die SBB unvorbereitet überrumpelt. Die Bestellung von Rollmaterial wurde viel zu spät eingeleitet, so dass die Industrie den Auftrag erst 2010 erhielt. Nichtklimatisierte Einheitswagen I und II wurden weiter ausrangiert und hochwertige Eurofima-Wagen zur Aufpolierung der Rechnung ins Ausland verkauft.

«Katastrophaler Mangel»

Seither sind die SBB nicht mehr aus ihrer damals herbeigeführten Krise herausgekommen. Der Mangel an Reisezugwagen wird, von sonst zurückhaltenden Insidern, als «katastrophal» bezeichnet. Von Basel nach Zürich–Chur verkehren in der ersten Klasse auf

S-Bahn-Standard abgerüstete, nichtklimatisierte, nur noch minimal unterhaltene Einheitswagen I (EW I) aus den sechziger Jahren, die ältesten im europäischen Schnellzugsverkehr. Die Interregio-Strecke Zürich–Luzern wird an Wochenenden in der Not entweder mit gleichen Fahrzeugen oder mit S-Bahn-Doppelstöckern 1990 bedient, gegen die sich die SBB bei der S-Bahn lang wehrten.

Rechtzeitig auf die Möglichkeit hingewiesen, hervorragend laufende, für 200 km/h geeignete, durch die schnelleren TGV überzählig gewordene klimatisierte französische Corail-Wagen aus einer Serie von über 4000 Einheiten zu mieten, lehnten die SBB mit der Begründung ab, dass Corail-Wagen aus technischen



Das Ganze, halt!

Gründen nicht ins Ausland rollen könnten (sie führten jahrelang Schnellzüge Zürich–Basel–Paris). Auf einem Phantommarkt vermutete Fahrzeuge hätte man, sollten sie existieren, längst mieten oder kaufen können.

Fachleute befürchten, dass die 61 bestellten Doppelstock-Kompositionen auch Ende Jahr noch nicht zuverlässig zur Verfügung stehen. Die Neuerungen seien zu ambitiös. Deutlich bessere Laufeigenschaften bleiben wohl eine Illusion. Nicht erklärt haben die SBB, weshalb die Wagen für Behinderte Deutschlandtauglich sein müssen, was aufgrund der unterschiedlichen Perronhöhen zu grossen konstruktiven Schwierigkeiten führte. Wie im Internet ersichtlich, besitzen die SBB 232 moderne behindertenfreundliche Eurocity-Wagen, die für die eher wenig gefragten Strecken nach Stuttgart und München mehr als ausreichen.

Frisierte Pünktlichkeit

Das unschöne und unfaire Schwarzpeterspiel zwischen dem Rollmaterial-Lieferanten und den SBB wird von einem drei Tage verheimlich-



ten tödlichen Unfall eines älteren Zugführers überschattet, der die Öffentlichkeit aufwühlt. Die SBB betonen, dass ihre Zugsabfertigung sicher sei. Leider hat der Zugbegleiter aber seinen Einsatz nicht überlebt.

Aufsehen erregt, dass bei 250 untersuchten Wagen (von 493 dieses Typs) mit 1000 Türen bei 20 Fahrzeugen ein defekter Einklemmschutz gefunden wurde. Das Personal beanstandet seit langem, dass der Unterhalt des Rollmaterials bei den SBB zu sparsam erfolge. Angesichts der zahlreichen unbenützba-

Eine längere SBB-Reise kann man kaum mehr ohne unangenehme Überraschungen unternehmen.

(beetzten) Türen und Toiletten sind auch Reisende zu dieser Auffassung gelangt. Sicher ist, dass der verunglückte Zugbegleiter noch am Leben wäre, wenn die Abfahrbereitschaft aus dem Zug (statt von ausserhalb des Zugs) per SMS gemeldet würde.

In oberen Sphären der Schweizer Führungsschichten ungewohnt, hat der seit 2007 amtierende CEO der SBB seinen Vorgänger beschuldigt, ihm einen maroden Betrieb hinterlassen zu haben. Der Angegriffene wehrt sich mit dem Argument, dass für die häufigen Verspätungen mehr als die Infrastruktur (Gleise, Weichen) die unzähligen Stellwerkstörungen (in «technische Störungen an der Bahnanlage» umgetauft) und Mängel am Rollmaterial verantwortlich seien.

Als «pünktlichste Bahn Europas» existieren die SBB nur noch in ihrer intensiven Propaganda und beim Trick, zugunsten der Boni der Kader in der Statistik Verspätungen bis drei Minuten als «pünktlich» einzureihen. Die Täuschung müsste sich verbieten, weil etliche Anschlussfristen vier oder fünf Minuten betragen und auch die sieben Minuten im Zürcher Hauptbahnhof nicht üppig sind. Der CEO der SBB hofft, sich Klagen über die besonders ungenügende Planmässigkeit der Gotthardzüge bis zu seiner Pensionierung vom Hals zu halten, indem er die Tessiner von der, wie er sagt, modernsten und effizientesten Unterhaltswerkstätte Europas in Arbedo-Castione überzeuge, die erst 2026 den Betrieb aufnehmen wird. Dass die SBB in den Bahnhöfen Bern, Basel und Zürich bei Schnellzügen keine Anschlüsse mehr abwarten, hat die Politik nicht bemerkt.

Personalprobleme auf allen Stufen

Von der Präsidentin des Verwaltungsrates der SBB ist mehr von ihrem Engagement für einen exotischen Hafen und ihr Parkplatzproblem als von Überlegungen zur Lage der Bahn bekannt. Der CEO müht sich um die SBB schon annähernd gleich lang wie sein beliebter Vorgänger, hat mit der Nichtteilnahme an der Beerdigung des Unfallopfers wenig Fingerspitzengefühl

gezeigt und weist Rücktrittsgedanken von sich. Ein geeigneter Nachfolger ist nicht in Sicht. Politisch nicht versierte Ausländer würden auf Widerstand stossen, und eine Fachkraft der wenig erfolgreichen und wenig geschätzten Deutschen Bahn kommt nicht in Frage.

Die Berufung einer Frau ohne jede Ahnung vom Bahnbetrieb auf den zweitwichtigsten Posten, Chef Personenverkehr, lief nicht unerwartet schief, bis die Konzernspitze das nicht als solches gedachte Experiment endlich abbrach. In die Lücke sprang dankenswerterweise ein aus dem Betriebsdienst aufgestiegener älterer Mann, von dessen Ersatz nach der Pensionierung man noch nichts hört. Den schwierigen Posten des Infrastrukturchefs hat der welsche Amtsinhaber durch eine vorzeitige Pensionierung ohne Nebentöne verlassen.

Lokomotivführer, offenbar so knapp wie noch nie, sind nicht leichter zu finden, wenn die Konzernspitze von angeblich möglichen Automatisierungen dieses Berufs schwärmt. Beim Zugpersonal (Zugführer, Kondukteure) sind die Doppelbesetzungen bei Schnellzügen auch tagsüber und die Ausdehnung des kondukteurlosen Betriebs auf Regionalexpresszüge wenig geschickt. Im Sonnenlicht spazierende und parlierende Bahnpolizisten gehören mehrheitlich in den Nachtdienst versetzt, da immer massiver verspraye SBB-Fahrzeuge dem Ruf des Landes und dem Tourismus schaden und wie im Ausland dringend bewacht werden müssen.

Zeit für die Kehrtwende

Tatsache ist, dass man kaum mehr eine längere Reise mit den SBB unternehmen kann, die ohne unangenehme Überraschungen verläuft. Teilweise schwerverständliche Ankündigungen der vielen Baustellen verwirren. Schnellzüge fahren mehrere Minuten vorzeitig ab oder lassen im Fahrplan versprochene Halte aus. Die Verlässlichkeit der SBB hat unerfreulich gelitten. Bei Umsteigeverbindungen, Anschlüssen auf TGV-Züge und Flüge, heiklen Besprechungen und Prüfungen muss ein Zug früher gewählt werden, was nicht der Sinn des kostspieligen Bahnausbaus war.

Das Komitee Bahn 2000 plus mit einem früheren Präsidenten der SBB-Generaldirektion, einem langjährigen Direktor der BLS, dreissig fachkundigen Mitgliedern und dem Vorschlag einer um 17 Prozent kürzeren Verbindung Roggwil–Zürich mit Anschlüssen von Bern/Biel/Basel als Alternative zur störungsanfälligen Linie über Olten haben die Verkehrskommissionen von National- und Ständerat und der CEO der SBB nicht einmal angehört. Von angesehener Seite im Verkehrssektor wird zugegeben, dass die Reisenden, im Gegensatz zur Bauwirtschaft, von den Investitionen für die Bahn 2035 wenig bis gar nichts merken werden. Der Bund will dafür 13 Milliarden Franken ausgeben. Zum Glück hat die Realisierung noch nicht begonnen. Eine Kehrtwende ist möglich. ○

«Ich habe mich nie diskriminiert gefühlt»

Von Rico Bandle — Alain Claude Sulzer hat einen neuen, herausragenden Roman geschrieben. Dies ist aber nicht der einzige Grund, den Basler Schriftsteller zu treffen. Seit fast fünfzig Jahren ist er mit seinem Mann zusammen. Romanwürdig sei diese Beziehung aber keineswegs.

Er schlägt als Treffpunkt das Restaurant im neuen Herzog-&-de-Meuron-Bau hinter dem Basler Bahnhof vor. Nicht etwa, weil ihm der 81 Meter hohe Turm gefällt, viel eher, weil man das markante Gebäude von innen bestimmt nicht sieht. Alain Claude Sulzer ist einer der wenigen Kritiker der Architekten, die in Basel einen ähnlichen Status geniessen wie Roger Federer, der FC Basel oder die Fasnacht. «Vor allem das Messegelände ist städtebaulich ein Albtraum», sagt er.

Alte weisse Schwule

Diese öffentlich geäusserte Kritik ist ungewöhnlich für Alain Claude Sulzer, diesen leisen, sanftmütigen Menschen. Er gehört nicht zu den Autoren, die ständig den Mahnfinger heben, sich als moralische Instanz gebärden. Im Gegenteil. Als international erfolgreicher schwuler Autor hätte er zweifellos die Autorität, als so etwas wie ein inoffizieller Sprecher der Homosexuellen aufzutreten. Er könnte bei jeder Gelegenheit über Diskriminierung klagen und damit Berühmtheit erlangen – wie andere Autoren, die bekannter sind für ihre gesellschaftskritischen Äusserungen als für ihre Bücher. Doch für Sulzer ist das kein Thema. «Ich möchte nicht Berufsschwuler sein», sagt er, «ich habe mich auch nie diskriminiert gefühlt.»

Dies ist eine bemerkenswerte Aussage in Zeiten der Identitätspolitik, in denen sich die Gesellschaft in immer kleinere Gruppen aufteilt, deren Raison d'être darin besteht, als möglichst stark diskriminiert zu gelten. Kürzlich veröffentlichte der Berliner *Tagesspiegel* einen Artikel unter dem Titel «Der alte weisse Schwule versteht die Welt nicht mehr». Dabei ging es darum, wie Schwule mit der Tatsache zu kämpfen haben, dass sie im Wettbewerb um den grössten Opferstatus von Frauen, Transsexuellen und Dunkelhäutigen überholt worden sind. Die Schwulen sind mittlerweile auf der untersten Stufe angekommen, der Täterstufe, gemeinsam mit den heterosexuellen weissen Männern. Dies kam zum Beispiel bei der #MeToo-Debatte zum Ausdruck, als mit Kevin Spacey auch ein schwuler Schauspieler als Bösewicht unter die Räder kam. Oder kürzlich, als Comiczeichner Ralf König vorgeworfen wurde, seine erfolgreichen Schwulen-Comics («Der bewegte Mann») seien transphob, rassistisch und dickenfeindlich.

Sulzer schaut sich den Artikel interessiert an. Doch mit dem Diskurs, diesem kuriosen

Streben nach der Opferrolle, kann er nichts anfangen. Dabei hat er in seinen Büchern immer wieder über Schwule geschrieben, die wegen ihrer sexuellen Orientierung Schwierigkeiten hatten. Fast alle dieser Romane spielen in der Vergangenheit, als Schwulsein noch geächtet war. Sie sind aber nie anklagend formuliert, das simple Opfer-Täter-Schema liegt Sulzer fern: Er beschreibt einfach, wie die Leute mit ihrer Situation umgehen, ihren verbotenen Sehnsüchten, ihren Liebschaften, die sie nicht offen leben dürfen.

In seiner unaufgeregten Art ist Sulzer ein Meister darin, Empathie für seine Figuren hervorzurufen. Entsprechend gelten seine Romane auch nicht als «Schwulenliteratur», seine Leserschaft findet er grösstenteils ausserhalb der Szene. Im deutschen und französischen Sprachraum schaffen es seine Werke regelmässig auf die Bestsellerlisten, was nur Büchern gelingt, die ein sehr breites Publikum ansprechen.

Das mit der «Schwulenliteratur» sei aber eine interessante Sache, sagt Sulzer. Der Autor Christoph Poschenrieder zum Beispiel sei

Mit dem kuriosen Streben nach der Opferrolle kann er nichts anfangen.

heterosexuell, habe aber mit «Das Sandkorn» einen wunderbaren Roman über zwei Schwule geschrieben, die sich in der wilhelminischen Zeit nicht trauen, zu ihrer Sexualität zu stehen. «Das zeigt: Man muss nicht schwul sein, um Schwulenliteratur zu schreiben.» Umgekehrt sei der Bühnenklassiker «Wer hat Angst vor Virginia Woolf» vom schwulen Autor Edward Albee ursprünglich eine Schwulengeschichte gewesen, so jedenfalls das Gerücht. Der Autor habe demnach hinterher aus dem schwulen Paar ein heterosexuelles gemacht. «Das hat hervorragend funktioniert.»

Drama des Schaufensterdekorateurs

In Sulzers neuem Buch, «Unhaltbare Zustände», steht für einmal kein schwuler, sondern ein heterosexueller Mann im Zentrum. Die Geschichte dreht sich um einen Schaufensterdekorateur, der jahrzehntlang die allseits bewunderten Auslagen eines Berner Warenhauses gestaltete. Bis ihm ein junger Konkurrent vor die Nase gesetzt wird, der so

unerhörte Dinge macht, wie Menschen als lebende Schaufensterpuppen einzusetzen.

Langsam begreift der unscheinbare, allein-stehende Mann, dass er auf dem Abstellgleis gelandet ist. Er, der ein Leben lang pflichtbewusst und loyal dem Warenhaus gedient hat, für den seine Arbeit quasi Familienersatz war, merkt, dass er nicht mehr gebraucht wird.

Die Geschichte spielt in den Jahren um 1968, es ist die Zeit der grossen gesellschaftlichen Umbrüche. Und doch geht es um ein Thema, mit dem fast alle Menschen im Verlauf ihres Lebens irgendwann konfrontiert sind: dass sie die neuesten Trends nicht mehr begreifen, in gewisser Hinsicht den Anschluss verlieren, dass sie von agilen Jungen mit neuen Ideen überholt werden.

Beim Schaufensterdekorateur geschieht dies auf brutale Weise, und man würde ihm wünschen, dass ihm wenigstens eine sich anbahnende Liebe zu etwas Glück verhilft. Natürlich vermässelt er die Sache. «Das muss so sein. Das ist wohl der Unterschied zwischen Literatur und einem Trivialroman», sagt der Autor. Je länger desto mehr nimmt die Geschichte an Intensität zu, sie ist voller unerwarteter Wendungen, um dann in einer ungeahnten Eskalation zu gipfeln. Ein Buch, das man nicht mehr weglegen möchte.

Überschätzte Treue

Glückliche Beziehungen, hat Alain Claude Sulzer einmal gesagt, eignen sich nicht als Stoff für einen Roman. «Ich bin ja schon eine Ewigkeit mit meinem Mann zusammen. Ich glaube, darüber könnte man auch kein Buch schreiben.» Bemerkenswert ist die Beziehung trotzdem. Mit neunzehn kam Sulzer mit dem vierzehn Jahre älteren Mann zusammen, dem Schauspieler Georg Martin Bode. Jetzt, 47 Jahre später, sind sie immer noch ein Paar. Die beiden leben abwechselnd in ihren Wohnungen in Basel und in Berlin sowie in ihrem Bauernhaus im Elsass. Früher hätten sie sich berufsbedingt oft wochenlang nicht gesehen. «Ich denke, dass wir nicht ständig beieinander waren, hat unserer Beziehung gutgetan.» Als Rezept für eine langanhaltende Partnerschaft will er das aber nicht sehen: «Bei anderen wäre das ein Trennungsgrund.»

Bei vielen schwulen Paaren spielt die Treue längst nicht eine solch starke Rolle wie bei heterosexuellen. «Das stimmt», sagt Sulzer, «wir hätten uns nicht getrennt, bloss weil der



Ungeahnte Eskalation: Autor Sulzer, 66.

Partner eine kurze Affäre hatte, das wäre absurd.» Die meisten schwulen Paare, die er kenne, hätten Abmachungen über den Umgang mit intimen Kontakten ausserhalb der Beziehung. «Ich kann nicht sagen, ob es an den Frauen oder den Männern liegt, dass dies bei heterosexuellen Partnerschaften nur selten gutgeht.» Doch auch den Verzicht auf einen Exklusivitätsanspruch könne man nicht als Geheimnis hinter einer langanhaltenden Beziehung festmachen. «Schliesslich halten auch viele schwule Beziehungen nicht lange.»

Im Januar 2007, sobald es das Gesetz zulies, haben Sulzer und Bode geheiratet. Beziehungsweise die Partnerschaft eintragen lassen, wie es offiziell heisst. Man hatte den beiden empfohlen, sich möglichst früh anzumelden, man rechnete mit einem Riesenansturm. Doch der blieb aus. «Im ersten Monat haben in Basel nur wenige homosexuelle Paare geheiratet: Minu [der stadtbekannteste Kolumnist], wir und einige andere.»

Die meisten heterosexuellen Paare trauen sich wegen der Kinder. Weshalb hat er geheiratet? «Aus rein praktischen, pragmatischen

Gründen.» Gerade im Alter sei die eingetragene Partnerschaft sinnvoll; wenn es ums Erbe gehe oder um Spitalangelegenheiten wie den Entscheid für oder gegen lebenserhaltende Massnahmen. Dass in der Schweiz die Ehe auch Nachteile bringt, was die Steuern und die AHV betrifft, sei für ihn und seinen Mann nicht relevant gewesen.

«Das haben die Basler ja so gewollt»

In Berlin, so habe er gehört, hätten kürzlich ein 23- und ein 24-Jähriger geheiratet. «Das hat mich ziemlich erstaunt. Bei Heterosexuellen hingegen ist eine so frühe Heirat nichts Aussergewöhnliches.» Für ihn ist diese Hochzeit Ausdruck einer begrüssenswerten Entwicklung: «Wir normalisieren uns total.» Noch vor zehn Jahren habe er öffentlich nie von «meinem Mann» gesprochen, heute mache er das automatisch. ««Partner» tönt so, als sei es der Geschäftspartner.» Negative Erfahrungen habe er nie gemacht. «Mag sein, dass gewisse Leute insgeheim eine Abscheu haben, aber es gehört sich nicht mehr, sich das anmerken zu lassen.» Das sei gut so. «Jeder soll sich denken, was er will.»

Mehrere Monate im Jahr verbringt Sulzer in seiner Berliner Wohnung. «Es ist nicht so, dass mir Berlin besser gefallen würde als Basel, aber ich habe dort mehr Freunde als hier.» Es sei viel einfacher, in Berlin neue Kontakte zu knüpfen als in Basel. Er kommt aber immer gerne zurück in seine Heimatstadt, auch wenn ihn hier manches ärgert. Zum Beispiel die *Basler Zeitung*, die seit der Übernahme durch Tamedia mehrheitlich von Zürich aus gemacht wird. Er bedauert den Rückzug des umstrittenen Chefredaktors Markus Somm. «Das darf man hier allerdings nicht allzu laut sagen.» Die Zeitung habe ihre Identität verloren. «Aber die Basler haben das ja so gewollt.»



Alain Claude Sulzer:
Unhaltbare Zustände.
Galiani. 272 S., Fr. 33.90

Kontrolleur Ochsner

Von Christoph Mörgeli

In der NZZ schießt Lienhard Ochsner, pensionierter Staatsanwalt des Bundes, scharf gegen Bundesanwalt Michael Lauber. Der SP-Mann wirft Lauber «die Verletzung der – selbstverständlichen – Dokumentationspflicht» vor. Dabei war dieser Dokumentationsfreund im Fall des Bankiers Oskar Holenweger verantwortlich, dass dem Bundesstrafgericht die Akten über den kolumbianischen Drogenkriminellen Ramos vorenthalten wurden. Ochsner prangert «informelle Gespräche» an, die im Fall Lauber «hinter dem Rücken» der Betroffenen stattfanden. Dabei hat Ochsner hinter dem Rücken des damaligen Justizministers Christoph Blocher ein beispielloses informelles Komplott geschmiedet.

Lienhard Ochsner blies harmlose Notizen Holenwegers zu einer gewaltigen Anti-Blocher-Intrige auf. Er berauschte sich an der «politischen Dimension des Falles» und wollte diesen sofort an die nationalrätliche Geschäftsprüfung weiterreichen. Dann werde klar, «ob sich namhafte Politiker und Medien [...] instrumentalisieren liessen mit dem Ziel, die Strafjustiz nachhaltig zu beeinflussen». In der Aussicht, Blocher zu Fall zu bringen, warf Ochsner jede Professionalität über Bord. Just dieser Brandbeschleuniger will heute die Bundesanwaltschaft «in einen grösseren justizpolitischen Kontext stellen».

Ochsner wusste, dass Bundesanwalt Erwin Beyeler am gesetzwidrigen Ermittlungssumpf beteiligt war («kann in Sachen Ramos kaum als unbefangen gelten»). Er sass aber steif und stumm neben Beyeler, als dieser log, er habe mit der Einschleusung von Ramos nichts zu tun gehabt. Ochsner war Chefankläger beim für ihn desaströsen Holenweger-Prozess. Doch statt über eigene Fehler nachzudenken, schimpfte er über das Bundesstrafgericht, dessen zuständigen Richter er übrigens wegen Befangenheit loswerden wollte.

Jetzt verlangt in der NZZ ausgerechnet Lienhard Ochsner genau jene Unterstellung der Bundesanwaltschaft unter den Bundesrat, die Justizminister Blocher immer vehement gefordert hat. Also jener Politiker, den Ochsner seinerzeit um jeden Preis loshaben wollte. Der Sozialdemokrat ist so ziemlich der Letzte, der Staatsanwalt Lauber einen «Vertrauensverlust» vorwerfen sollte. Als erste vertrauensbildende Massnahme könnte Lienhard Ochsner wenigstens offenlegen, wie Laubers damals unterlegener Konkurrent ums Amt des Bundesanwalts hiess. Er hiess Lienhard Ochsner. Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Grönland oder UBS kaufen?

Von Peter Bodenmann — Trump, das blonde Vorbild aller harten Rechten, will Grönland kaufen. Warum bietet die Nationalbank nicht mit?



Schmelzende Gletscher, fast unbeschränkt Strom aus Wasserkraft: Grönland.

Blond gewinnt. Donald Trump tut vordergründig dümmer, als er ist. Der Klimawandel ist auch für ihn eine Tatsache – die aus Grönland wirtschaftlich ein Paradies auf Erden machen wird. Die riesigen Gletscher schmelzen rasend schnell. Wer die Insel kontrolliert, kann fast unbeschränkt Strom aus Wasserkraft zu einem Preis von 1,5 Rappen pro Kilowattstunde produzieren. Und vor Ort neu chinafrei amerikanisches Aluminium produzieren.

Zusätzlich setzten die schnell schmelzenden Gletscher besten Sand frei, den man – da Mangelware – verschiffen und verkaufen kann. Strategisch liegt die Insel ebenfalls optimal. Und in Grönland leben erst noch weniger Menschen als im Oberwallis, also fast gar keine. Und diese Randständigen zoffen sich ständig mit den Dänen herum.

Aus all diesen guten Gründen will Donald Trump Grönland kaufen. Die Schweizerische Nationalbank müsste, da sie nicht weiss, was sie mit ihren 800 Milliarden machen soll, mitbieten. Dies erst recht, nachdem sie den Kauf des für die Schweiz strategisch wichtigen Hafens von Genua samt der Zufahrtslinie entlang des Ortasees vergeigt hat. Und sich im einst roten Genua die Rot-Chinesen einnisten.

Währungen und Währungsreserven sind neben Zöllen die wirksamsten Offensivwaffen in den sich verschärfenden Handelskriegen.

Der Kauf von Grönland drängt sich umso mehr auf, als aufgrund einer Umfrage des Online-Magazins *Cash* die Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer die AHV mit dem Geld der Nationalbank sanieren will, statt die Unternehmen und die Lohnabhängigen mit höheren Mehrwertsteuern und höheren AHV-Beiträgen zu piesacken.

Szenenwechsel: Die Aktie der UBS ist derzeit unter die Zehn-Franken-Grenze gesackt. Die Marktkapitalisierung der kleinen Lonza ist nächstens höher als jene der UBS. Und dies, obwohl weltweit niemand mehr Vermögen verwaltet als das von Sergio Ermotti und Axel Weber ruinierte Flaggschiff des Schweizer Finanzplatzes.

Viele gehen davon aus, dass sich demnächst eine amerikanische Grossbank die UBS schnappen wird. Was geschieht in diesem Fall mit der Gratis-Staatsgarantie des Bundes zugunsten der UBS? Was mit den Arbeitsplätzen in der Schweiz? Hat der Bund – wie bei der letzten UBS-Rettung – ein Notfallszenario in der Hinterhand? Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Nur eines ist sicher: Ermotti und Weber werden die Rezession dank zwei goldenen Fallschirmen bestens überleben. Ohne stressbedingte Herzinfarkte.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Öffentliches Privateigentum

Von Kurt W. Zimmermann — Bei kaum einer anderen Frage sind Journalisten so schizophren wie bei der Frage der Privatsphäre.

Roger Federer kaufte sich ein Stück Land – und schon wünschten ihm die Journalisten die Pest an den Hals.

«Roger, mach den Weg frei!» forderte mit Ausrufezeichen umgehend der *Tages-Anzeiger*. Der Tennisspieler müsse vor seinem neuen Grundstück in Rapperswil das Seeufer für die Öffentlichkeit freimachen. «Das Seeufer gehört der Schweizer Bevölkerung», titelte auch reichlich pathetisch der *Blick*.

Man kann sich leicht vorstellen, was das bedeutet. Horden von Gaffern werden dann am Seeufer die Villa der Federers belagern, manche mit Leitern und Stühlen ausgerüstet, um über die Hecke zu spähen. Sollte sich ein Familienmitglied nach draussen wagen, wird es mit Klick-Salven der Kameras und Handys empfangen.

Die Journalisten, kein Zweifel, riefen zur Zerstörung einer Privatsphäre auf.

Derselbe *Tages-Anzeiger* allerdings kann auch umgekehrt. Über die Gaffer bei Unfällen schrieb das Blatt, man müsse sie «kompromisslos ächten».

Mal sind Gaffer kompromisslos zu ächten, mal sind sie kompromisslos zu fördern. Was gilt nun?

Die Schizophrenie ist nicht verwunderlich. Mit keinem anderen Menschenrecht tun sich die Medien so schwer wie mit der Privatsphäre. Denn sie ist das einzige Menschenrecht, das ihrem Geschäftsmodell diametral zuwiderläuft. Die Privatsphäre, ein Schutzschild der Persönlichkeit, ist ein Storykiller.

Der Job der Medien ist es, Öffentlichkeit herzustellen. Journalisten müssen darum versuchen, jede Privatsache in öffentliches Interesse zu verwandeln. Dazu braucht es manchmal eine etwas abenteuerliche Begründung, aber das bekommt ein guter Journalist problemlos hin.

Das uneheliche Kind eines CVP-Politikers wird dann zum öffentlichen Interesse, weil ja gerade diese Partei die Familie zum grossen Thema macht. Die Sexaffäre einer grünen Politikerin und die Unterleibs-Selfies ihres Parteikollegen werden zum öffentlichen Interesse, weil beide Fälle in einer amtlichen, also steuerfinanzierten Umgebung stattfinden. Die finanzielle Situation eines FDP-Politikers wird zum öffentlichen Interesse, weil er darum ja möglicherweise erpressbar wird.

Bei heiklen Themen rund um die Privatsphäre ist darum an Redaktionssitzungen nicht die Frage: «Ist dieser Fall wirklich im



Grosse und kleine Risiken: Federer-Grundstück.

öffentlichen Interesse?» Die Frage im Gremium lautet stattdessen: «Wie bekommen wir es hin, diesen Fall als öffentliches Interesse darzustellen?»

Privatsphäre und Öffentlichkeit sind eine Güterabwägung mit vorhersehbarem Ausgang. Das grosse Risiko auf der einen Seite ist, dass man eine tolle Story verpasst. Das kleine Risiko auf der anderen Seite ist, dass vielleicht ein Anwalt aufmarschiert und von Persönlichkeitsrechten redet.

Ein Anwalt aber hat noch nie einen Journalisten beeindruckt. Wenn er sehr viel Druck macht, formuliert man allenfalls eine kleine Entschuldigung. Man tut es mit dem Wissen, dass es dem Publikum ohnehin egal ist. Oder erinnert sich irgendjemand noch an all die Entschuldigungen der vergangenen Jahre? Unter vielen anderen entschuldigten sich *Blick*, *Tages-Anzeiger*, *Bild*, *BBC*, *NZZ*, *New York Times*, «Tagesschau», *Spiegel*, *Welt*, *The Telegraph*, *CNN*, *Luzerner Zeitung*, *The Sun*, *ARD*, *Aftonbladet*, *Berner Zeitung*, *SRF* und *ZDF*.

Dass das Private der Öffentlichkeit gehört, ist eine Maxime, die sich im Hirn der Journalisten als Berufsregel festgesetzt hat. Und damit wären wir zurück bei Roger Federer und den Gaffern.

Federer ist aus Mediensicht kein Privatmann mit einem Privatleben. Er ist öffentlich verfügbares Volkseigentum.

Wie Manna

Von Henryk M. Broder — Freie Fahrt für den guten Zweck.

Nach monatelangen Verhandlungen haben sich die Deutsche Bahn und die Bundeswehr darauf geeinigt, dass Soldatinnen und Soldaten in Uniform demnächst kostenlos Bahn fahren dürfen.



Wobei «kostenlos» bedeutet: Die Bundeswehr überweist der Deutschen Bahn jedes Jahr pauschal vier Millionen Euro. Das wiederum heisst: Die Kosten übernimmt der Steuerzahler, der sowieso die Bahn und die Bundeswehr finanziert. Und da kommt es auf vier Millionen mehr oder weniger wirklich nicht an.

Die Vereinbarung wurde in allen Medien angemessen gewürdigt, als ein Zeichen des Dankes und des Respekts gegenüber Soldatinnen und Soldaten, die ihr Leben riskieren, um uns und unsere freiheitliche Grundordnung zu schützen. Darüber wurde einen Moment lang vergessen, was das Problem der Bundeswehr ist: Gewehre, die nicht schiessen, Panzer, die nicht fahren, und Hubschrauber, die nicht fliegen können. Was nicht unbedingt gegen die Bundeswehr spricht. Sie ist eben eine Friedensarmee, ein Beitrag zur Abrüstung.

Kaum war der Deal zwischen der Bahn und der Bundeswehr bekanntgeworden, meldete sich der Deutsche Kulturrat, der Spitzenverband der Bundeskulturverbände, zu Wort und forderte «Freifahrten in Bus und Bahnen für ehrenamtlich engagierte Menschen». Diese würden «einen unverzichtbaren Beitrag zum gesellschaftlichen Zusammenhalt» leisten, indem sie «Verantwortung für andere und für die Gesellschaft» übernehmen, «im Natur- und Umweltschutz, im Sport, in Wohlfahrtsverbänden, in Gewerkschaften, in der Kultur, in Kirchen und Religionsgemeinschaften, in Migrantinnen- und Migrantenorganisationen, in der Kommune und anderswo», also praktisch überall. Auch sie hätten «Anerkennung und Respekt verdient» – und «Freifahrten in Bus und Bahnen».

So ist das eben in Deutschland. Kaum wird einer Gruppe etwas gegeben, wollen andere Gruppen auch etwas haben. Das Verfahren heisst «Verteilungsgerechtigkeit» und schliesst inzwischen das Recht auf Erziehung, Bildung und gleiches Klima für alle ein. So wird der Kreis der Anspruchsberechtigten immer grösser. Und irgendwo in der Atmosphäre muss es ein Loch geben, durch das Geld wie Manna vom Himmel fällt, «etwas Feines, Knuspriges», mit dem Geschmack von «Honigkuchen». Wohl bekomm's!

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man an einem Schwingfest Pyros zünden?
Christian Sollberger, Thun

Nein! Zwar ist es an Schwingfesten erlaubt, im Rucksack Holzplättchen und Messer für das Brot und die Wurst mitzubringen; Eingangskontrollen finden nicht statt. Und das Bier wird immer noch in Glasflaschen gereicht. Doch bei Pyros hört der Spass auf. Als am Eidgenössischen in Estavayer-le-Lac ein Jungspund ein bengalisches Feuer zündete, nahmen sich die Hauptdarsteller das Bürschchen persönlich zur Brust. Schliesslich gibt es keinen besseren Ordnungsdienst als einen eidgenössischen Kranzschwinger. *Thomas Renggli*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Niemand will die Schweiz in eine Betonwüste verwandeln. Hingegen ist etwas mehr Augenmass gefragt.» *Ulrich Bollmann*

Sturm nach der Bierruhe

Nr. 33 – «Dünne Swissness-Kulissen»;
Urs Paul Engeler übers Esaf 2019

Die Wende des Eidgenössischen Schwing- und Älplerfests (Esaf) «vom Aussenseiterfestival zur Massenbelustigung» ist beim Schweizer Fernsehen zu verorten. Dieses übertrug den Schlussgang 1998 in Bern zeitverschoben, weil das Formel-1-Rennen Priorität hatte. Mit einer Bierruhe sondergleichen zeigte man noch die Siegerehrung, während in Bern längst der Schlussgang lief. Ein kapitaales Eigentor! Tausende aufgebracht Schwingfans bestürmten den damaligen Sportchef Urs Leutert. Das hatte zur Folge, dass das Schweizer Fernsehen 2001 den Schlussgang des Esaf in Nyon live ausstrahlte (Einschaltquote: eine halbe Million!). 2004 folgte eine lückenlose Übertragung des Esaf in Luzern. Dieses Engagement hob den Schwingsport auf eine andere Ebene. Man witterte ein Vehikel zum Transport von Werbebotschaften. Hier ist der Auslöser der Kommerzialisierung des Schwingsports zu suchen. Der Boom ist erfreulich, weniger aber die damit verbundenen Begleiterscheinungen. *Hugo Steffen, Root*

Denkmalschutz mit dem Rasenmäher

Nr. 33 – «Entsorgte Vergangenheit»;
Martin Killias über den Ortsbildschutz

Niemand will die Schweiz in eine Betonwüste verwandeln. Hingegen ist etwas mehr Augenmass gefragt. Im Kanton Zug etwa ist die Direktion des Inneren mit dem Rasenmäher durch die Landschaft gegangen. Alle Gebäude mit Erstellungsjahr 1975 und früher wurden geprüft. Resultat: Jedes siebte Gebäude wurde der Kategorie «schützenswert» zugeteilt. Zählt man noch die bereits unter Schutz stehenden dazu, kommt man auf 20 Prozent der vor 1975 erstellten Gebäude: Jedes fünfte ist direkt oder potenziell unter die Fittiche des Denkmalschutzes gekommen. Das ist meines Erachtens eine systematische und damit verfassungswidrige Teilenteignung durch die Hintertür des Ortsbildschutzes, und zwar, ohne dass die Eigentümer ein formelles Beschwerderecht haben. Glücklicherweise wird das nun im Rahmen einer Revision korrigiert.

Ulrich Bollmann, Oberwil

Linke Optik

Nr. 33 – «Verschiebung nach links»;
Erik Ebnetter über Michael Hermann

Wenn Politgeograf Hermann behauptet, dass heute kaum jemand über Dichtstress klagt, dann stellt sich bei mir die Frage, ob er seinen



Boom und Kommerz: Weltwoche-Cover.

Freundeskreis meint oder sämtliche Schweizer Bürger inklusive der Secondos, welche mit zunehmendem Wohnungs- und Stellenmangel, verstopften Autobahnen und so weiter zu tun haben. Wenn Hermann uns offenbart, dass die Zahl der islamischen Attentate zurückgegangen sei, greift er vermutlich auf Informationsquellen zurück, welche Attentäter nicht als politisch motiviert, sondern als psychisch krank interpretieren. Kein Wunder, geht so die Statistik in eine andere Richtung. Es erstaunt, dass solche Statistiken eine breite Plattform erhalten. *Michael Schaffner, Ittigen*

Freudenschrei in der Badi

Nr. 32 – «Bis die Knochen vibrieren»;
Rico Bandle über das Wacken Open Air

War mit meinen kleinen Kindern bei Sonnenwetter in der Badi und gönnte mir die *Weltwoche*. Umringt von Geplänche, stillenden Müttern und Sonnenschirmen, stiess ich einen Schrei aus vor Freude über den mehrseitigen Wacken-Bericht. War selber mal dort, bevor ich die kleinen Kinder hatte – es ist der absolute Knaller! Etwas schade fand ich höchstens, dass Eluveitie, die ja wirklich die grössten Metal-Bühnen auf der ganzen Welt meistens als Headliner rocken – und das auch seit bald zwanzig Jahren –, nur in einem Nebensatz erwähnt wurden. Dies sage ich aber nicht, um den Erfolg von Celtic Frost zu schmälern – im Gegenteil. Nur denke ich, dass Eluveitie in diesem Zusammenhang, zumindest was die heu-

tige Szene betrifft, mehr als nur einen halben Nebensatz wert wäre. Aber so oder so: Habe mich sehr über den Artikel gefreut, auch darüber, dass er so lang war. *Andrea Iselin, Basel*

Bitte übersetzen

Nr. 33 – «Rückkehr des Atomzeitalters»;
Simon Aegerter über Kernenergie

Egal, wie man zur Klimadebatte steht: Dieser Artikel lohnt die Lektüre vom klaren Anfang bis zum klaren Schluss. Bitte übersetzen Sie ihn zur Verbreitung doch bitte auch noch auf Englisch. *Laurenz Hüsler, Egg b. Zürich*

Abzug von Fachkräften

Nr. 32 – «Der Staat, dein Feind»
von Beat Gygi und Christoph Mörgeli

Während die Unternehmen sparen und innovativ sein müssen, breitet sich der Staat ungehindert aus. Personalkosten steigen, unnütze Fantasiestellen werden hergezaubert. Der Staat zahlt gut und kündigt nie. Über eine Million Beschäftigte arbeiten mittlerweile im öffentlichen Sektor. Bald wird jeder Dritte beim Staat arbeiten. Dann jeder Zweite. Und so weiter. Die neugeschaffenen Staatsstellen besetzen hochqualifizierte, teure Mitarbeiter: ein unglaublicher Abzug von Fachkräften, die der Privatwirtschaft fehlen. Den Mitarbeitern, Beamten, Chefs staatlicher Betriebe die Gehälter kürzen? Das wäre was Sinnvolles.

Ari Yaraghchi, Winterthur

In den letzten 25 Jahren hat uns der Staat mehr als das Doppelte abgeknöpft. Eine Verdoppelung der Steuereinnahmen in 25 Jahren. Die Fiskalquote, die Steuerquote, die Sozialquote – alles steigt massiv, und alles wird dementsprechend teurer. Darum: Runter mit den Steuern, damit dem Mittelstand mehr zum Leben bleibt! Mehr Eigenverantwortung und mehr Eigeninitiative dem Volk geben! Wir benötigen keine ständige steuerliche Mehrbelastung. Die Politiker sind gefordert, sich hartnäckig gegen ständige Mehrausgaben einzusetzen. Eine lineare Kürzung der Ausgaben von 10 Prozent in allen Bereichen ist in unseren wirtschaftlich guten Zeiten alleweil verkraftbar. Ich bitte um mehr Wertschätzung gegenüber der wertschöpfenden Arbeitsbevölkerung!

Konrad Rüegg, Ebnat-Kappel

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich finde die Entwicklung in Richtung einer bargeldlosen Gesellschaft super. Ich muss kein Portemonnaie mehr dabei haben und kann überall kontaktlos mit der Karte oder dem Handy bezahlen. Viele meiner Freunde halten aber mit fast schon religiösem Eifer zum Bargeld. Das ist für mich unverständlich. Wie sehen Sie das? *Markus G., Bassersdorf*

Tatsächlich, wir haben es heute beim Einkaufen viel einfacher als früher. Es stehen uns viel mehr Zahlungsmittel zur Verfügung. Früher war es eigentlich nur das Bargeld oder der Einzahlungsschein. Dann kamen Schecks und Wechsel dazu und dann viele Arten von Kreditkarten und neuerdings sogar das Handy. Das Schöne aber ist, dass man die Zahlungsart wählen kann. Wer es einfach haben will, bevorzugt die Kreditkarte.

Wer aber Freude am Bargeld hat, kann mit Bargeld bezahlen. Das Festhalten an Bargeld hat aber auch reale und nicht nur emotionale Gründe. Jeder ist verpflichtet, das Bargeld als Zahlungsmittel zu akzeptie-

ren. Man kann also nicht sagen: «Ich nehme kein Bargeld entgegen.» Für andere Zahlungsmittel ist die Ablehnung möglich.

Ein Vorteil des Bargeldes ist, dass – wenn man es bezogen hat – man nicht von den Banken abhängig ist. Alle anderen Zahlungsmittel, also insbesondere Kreditkarten, sind vom funktionierenden Bankenverkehr abhängig. Sollte mal eine Bank in Schwierigkeiten geraten und der Kreditverkehr nicht mehr möglich sein, so steht man bei einer Bankenkrise dumm da.

Denken Sie an den Verkäufer einer Firma: Wenn die Bank nicht mehr funk-

Ein Vorteil des Bargeldes ist, dass man nicht von den Banken abhängig ist.

tiert, wird er nichts mehr verkaufen – es sei denn gegen Bargeld. Er weiss ja nicht, ob eine Kreditkarte, ein Scheck oder ein Wechsel von der nicht funktionierenden Bank ausbezahlt wird.

Mit genügend Bargeld ist das anders. Darum ist derjenige dann im Vorteil, der Bargeld hat und mit Bargeld bezahlen kann. Das ist etwas, woran man in guten Zeiten viel zu wenig denkt.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.





Machen Frauen die Gesellschaft gerechter und verantwortungsvoller? Nationalratspräsidentin Marina Carobbio (M.).

Helvetias linke Ruferinnen

Die Frauen kandidieren rege für die eidgenössischen Wahlen im Herbst und könnten im Parlament Sitze dazugewinnen. Hinter der bejubelten Frauenförderung steckt allerdings reichlich politisches Kalkül. *Von Katharina Fontana*

Anfang Jahr sah die Zukunft für Brigitte Häberli-Koller noch einsam aus. Eine Ständerätin nach der anderen gab bekannt, auf Ende der laufenden Legislatur aus der Kleinen Kammer auszuscheiden, so dass die Thurgauer CVP-Politikerin damit rechnen musste, als Letzte ihres Geschlechts im Stöckli zu verbleiben, umgeben von 45 Männern; das Schicksal, das der Bedauernswerten drohte, wurde in den Medien ausgiebig thematisiert. Seither ist einiges gegangen, und die Gefahr, dass der Ständerat im Herbst praktisch zum Männerklub wird, scheint gebannt. Vielleicht wird die Kleine Kammer sogar ein Stück weit weiblicher, als sie es im Moment mit insgesamt sechs Frauen ist. Die Baslerin Eva Herzog (SP), die Urnerin Heidi Z'graggen (CVP), die Bernerin Beatrice Simon (BDP) sind in ihren Kantonen die Favoritinnen, in der Waadt kann sich Ada Marra (SP) Chancen ausrechnen, in Luzern Andrea Gmür (CVP), in

Baselland Maya Graf (Grüne). Die beiden Grünen Regula Rytz und Lisa Mazzone streben in Bern beziehungsweise in Genf den Sprung von der Grossen in die Kleine Kammer an, und auch die Kantone Neuenburg und Jura könnten Frauen in den Ständerat schicken. Geradezu rekordverdächtig scheint das weibliche Interesse für einen Sitz im Nationalrat zu sein. Praktisch täglich gibt es aus den Kantonen Meldungen, dass sich so viele Frauen wie noch nie auf den Wahllisten befänden. In Bern etwa beträgt der Frauenanteil für die Wahlen vom 20. Oktober gut 42 Prozent, fast 5 Prozent mehr als 2015, in Zürich 43 und damit 8 Prozent mehr als vor vier Jahren, im Wallis kandidieren mit 90 Frauen gerade doppelt so viele wie 2015.

Besser gewählt als Männer

Die Frauen, so sieht es also aus, sind auf den Wahllisten auf dem Vormarsch. Wie sich das

in Wahlergebnissen niederschlagen wird, muss sich zeigen. Erfahrungsgemäss sind Ratsmitglieder, die sich im Herbst zur Wiederwahl stellen, so gut wie gesetzt. Frauen, die neu antreten, können sich also nur bei frei werdenden Sitzen reelle Chancen ausrechnen; würde eine Erstbewerberin einen bisherigen Parlamentarier aus dem Rennen werfen, wäre dies die grosse Ausnahme. Entscheidend ist natürlich auch, ob eine Anwärterin von einer Partei vorgeschlagen wird, die ein Mandat gewinnen kann. Bei den Wählerinnen und Wählern scheinen Kandidatinnen jedenfalls gut anzukommen, zumindest war dies bei den letzten eidgenössischen Wahlen der Fall. Das sagt der Lausanner Politologe Georg Lutz, der die Selects-Nachwahlbefragung 2015 verfasst hat: «Frauen sind vor vier Jahren gleich gut gewählt worden wie Männer, und wenn man berücksichtigt, dass sie

sich oft weniger stark in politischen Kampagnen engagieren und exponieren, sind sie teils sogar besser gewählt worden als die männlichen Konkurrenten.»

2019 könnte also durchaus zum «Frauenwahljahr» werden, als das es von Aktivistinnen bereits ausgerufen wurde. Das Thema ist omnipräsent. Seit Monaten wird landauf, landab kräftig die Werbetrommel für mehr Frauen in der Politik gerührt, und dass es im Herbst zu weiblichen Sitzgewinnen kommt, scheint fast als das drängendste Problem und das wichtigste aller Ziele zu gelten – neben der Klimafrage, selbstverständlich. Die Untervertretung der Frauen müsse endlich, endlich beseitigt werden, so der fast einhellige Tenor – wenn nicht jetzt, wann dann?

Am landesweiten Streiktag vom vergangenen Juni, von Gewerkschaften und feministischen Kreisen organisiert, bildete die politische Teilnahme der Frauen eines der Hauptthemen. Besonders aktiv sind die Promotorinnen der Motivationskampagne «Helvetia ruft», die sich als «die neue überparteiliche Bewegung der Frauen in die Politik» versteht. Im Herbst 2018 aus der Taufe gehoben, mit Patinnen wie der ersten Bundesrätin Elisabeth Kopp zur Seite, hat «Helvetia ruft» einiges unternommen, um Kandidatinnen zu gewinnen, darunter auch teils komplette Polit-Neulinge, und sie auf den Wahllisten der Parteien unterzubringen. 500 Frauen hätten ihr Interesse an einer Kandidatur angekündigt, heisst es bei den Verantwortlichen zwei Monate vor den Wahlen, es sehe sehr erfreulich aus. Hinter der Kampagne stehen der Frauendachverband Alliance F, von der Grünen Maya Graf und der Grünliberalen Kathrin Bertschy präsiert, sowie die Anti-SVP-Bewegung Operation Libero, welche die Wahlen aufmischen und für neue politische Mehrheitsverhältnisse in der Schweiz sorgen will.

Die Frauenförderinnen kommen damit vor allem aus jenen Kreisen, die man früher als links bezeichnete und die man heute gerne «progressiv» nennt. Das Engagement für mehr Frauen in der Politik und der eindringliche Appell an die Wählerschaft, im Oktober für Frauen zu stimmen, sind denn auch kaum uneigennützig. Vielmehr reihen sie sich ein in die Bestrebungen, die feministischen und «progressiven» Kräfte zu bündeln und als neue oppositionelle Kraft gegen die rechten Parteien in Stellung zu bringen. Kandidatinnen, die von Helvetias Ruferinnen tatkräftig unterstützt werden, werden wissen, wem sie ihren allfälligen politischen Erfolg zu verdanken haben – auch diejenigen, die einer bürgerlichen Partei angehören. Das wird sich nicht nur bei Geschäften zeigen, die als «Frauenanliegen» bezeichnet werden – wie staatliche Kleinkindbetreuung, Geschlechterquoten oder bezahlte Elternzeit –, auch bei Um-

weltthemen oder internationaler Wirtschaftspolitik dürfte sich die Förderung der künftigen Politfrauen für die Linke auszahlen. Hinter dem lauten Ruf nach mehr Frauen in der Politik steckt viel politisches Kalkül.

Dazu passt der ideologische Einschlag, der die Debatte um die politische Gleichstellung zunehmend kennzeichnet. Der tiefere Frauenanteil im Parlament sei diskriminierend, ein

Vermeintliche Benachteiligungen der Frauen lassen sich immer finden oder konstruieren.

demokratisches Problem, ein staatspolitisches Defizit, wird insinuiert. Wie in der Arbeitswelt die «Diversität», so wird in der Politik die Parität der Geschlechter langsam zum Glaubenssatz, den kaum mehr jemand hinterfragt. Nüchtern betrachtet, besteht indes kein Grund, die Demokratie an solchen Dogmen auszurichten. Solange sich beide Geschlechter zur Wahl stellen und solange Frauen und Männer diejenigen Personen nach Bern schicken können, die sie als geeignet erachten und von denen sie sich am besten repräsentiert fühlen, geht es der Demokratie prächtig. Was



Meisterin des Klischees: Bundesrätin Sommaruga.



Ideologischer Einschlag: Nationalrätin Bertschy.

zählt, ist der Wille der Wählerinnen und Wähler. Beim Hype um die weibliche Vertretung geht zudem gerne vergessen, dass die Schweizerinnen schon heute keine politischen Mauerblümchen sind. Mit einem Frauenanteil von derzeit knapp 32 Prozent im Nationalrat – dieser Wert ist im Lauf der Jahre kontinuierlich gestiegen – steht die Schweiz im Ländervergleich gar nicht so schlecht da.

Ans Peinliche grenzt die Frauenförderung, wenn sie mit Geschlechterklischees beworben wird, die man eigentlich gerne überwinden würde. Die laufende Werbetour für weibliche Kandidaturen strotzt nur so davon. Frauen würden die Gesellschaft gerechter und verantwortungsvoller machen, behauptet etwa Nationalratspräsidentin Marina Carobbio, die das Frauenthema in ihrem Präsidialjahr ausgiebig zelebriert und die Politfrauen im Bundeshaus mit allerlei Anlässen feiert. Eine Meisterin des Klischees ist auch Bundesrätin Simonetta Sommaruga: Wo es um Macht und Geld gehe, seien die Frauen untervertreten, das müsse sich ändern, so das Diktum der Ministerin, die selber einem Milliardendepartement vorsteht. Frauen würden mit Herz und Intuition politisieren, tönt es von den «Helvetia-ruft»-Vorzeigefrauen. Warum muss man das Ganze moralisch derart überhöhen? Wenn Frauen mitbestimmen und politisch Karriere machen wollen, sollen sie das tun. Sie müssen nicht vorgeben, die Demokratie retten oder die Welt zu einem besseren Ort machen zu wollen.

Redefreudige Männer

Egal, ob und wie stark der Frauenanteil im Parlament im Herbst steigen wird, eines ist sicher: Die politische Gleichstellung von Mann und Frau wird als Thema nicht so schnell verschwinden. Denn vermeintliche Benachteiligungen der Frauen lassen sich immer finden oder konstruieren. So war in der Zeitschrift *Beobachter* dieser Tage zu lesen, dass sich Bundesparlamentarierinnen weniger oft und weniger lang zu Wort meldeten als ihre männlichen Ratskollegen. Das sei ein Problem, mahnte die Forscherin, welche die Ratsvoten untersucht hatte, denn die Gleichstellung bei der Redezeit sei relevant für die Schweizer Konsensdemokratie. Themen von Frauen könnten ansonsten eventuell nicht genügend in den politischen Prozess einfließen.

Man hört und staunt. In solchen Aussagen zeigt sich einmal mehr der verbreitete Drang, in jedem Geschlechterunterschied fast reflexartig eine Schlechterstellung der Frauen auszumachen. Wenn Parlamentarierinnen offenbar nur dann reden, wenn sie etwas zu sagen haben, wenn sie ihre Anliegen eher kurz und präzise präsentieren statt wie ihre Ratskollegen lang und geschwätzig, dann ist das doch kein Nachteil, sondern ein Vorteil. Und ein Riesenargument, Frauen zu wählen. ○

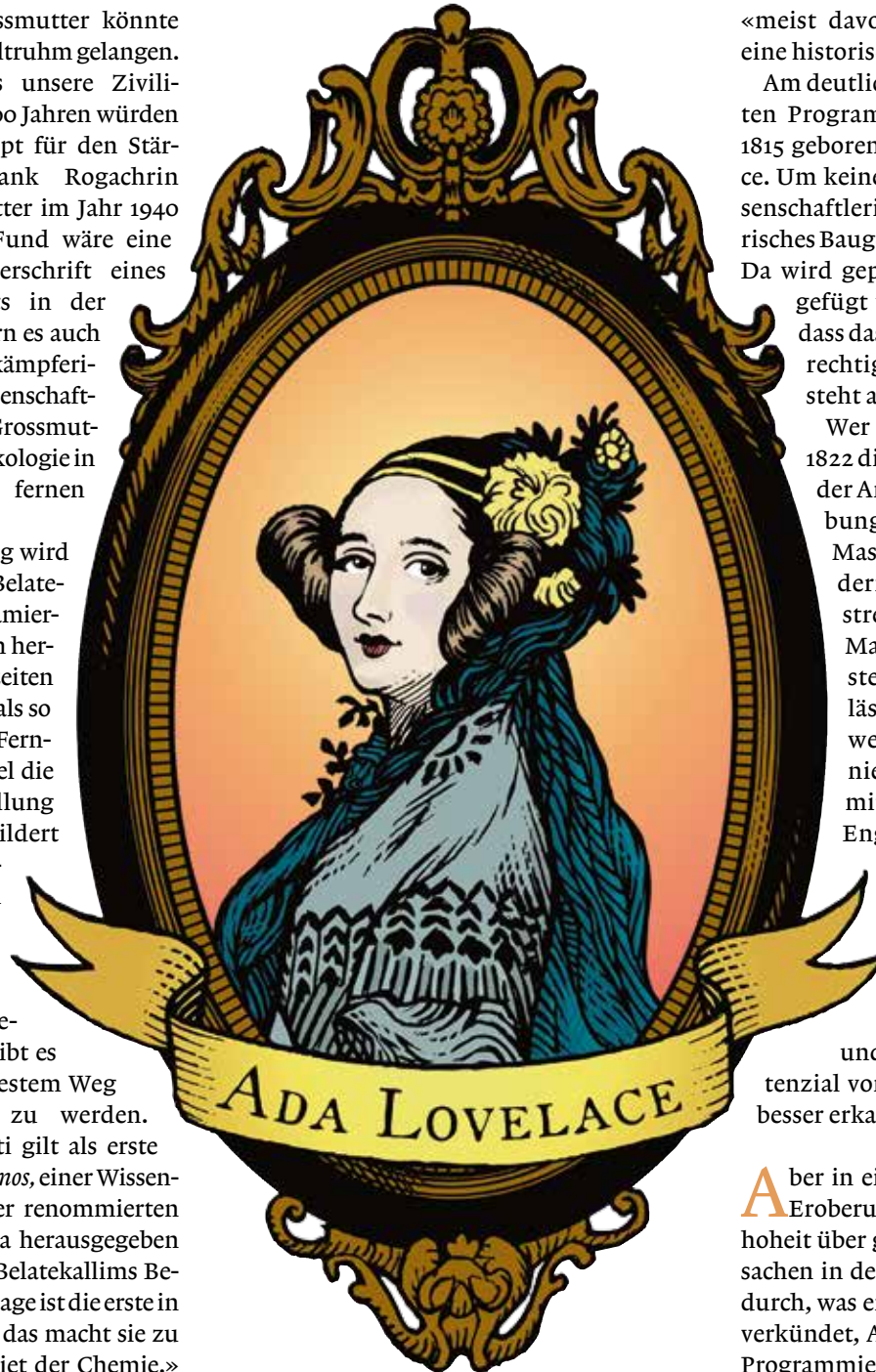
Konstruierte Heldinnen

In einer Zeit der Eroberung der feministischen Deutungshoheit über die Geschichtsbücher treten Fakten in den Hintergrund. Am deutlichsten zeigt sich das bei der «ersten Programmiererin der Geschichte»: der 1815 geborenen Mathematikerin Ada Lovelace. Von Linus Reichlin

Meine verstorbene Grossmutter könnte eines Tages noch zu Weltruhm gelangen. Es wäre ja möglich, dass unsere Zivilisation untergeht, und in 10 000 Jahren würden dann Archäologen das Rezept für den Stärkungs- und Belebungsstrank Rogachrin finden, den meine Grossmutter im Jahr 1940 n.Chr. erfunden hat. Der Fund wäre eine Sensation: die erste Niederschrift eines pharmakologischen Rezepts in der Menschheitsgeschichte! Sofern es auch in 10 000 Jahren noch eine kämpferische Lobby für verkannte Wissenschaftlerinnen gibt, könnte meine Grossmutter als Erfinderin der Pharmakologie in die Geschichtsbücher jener fernen Zukunft eingehen.

Eine ähnliche, späte Ehrung wird seit einigen Jahren Tapputi-Belatekallim zuteil, einer Mesopotamierin, die vor 1200 Jahren Parfüm herstellte. Sie schaffte es zu Lebzeiten auf eine Keilschrifttafel (damals so was Ähnliches wie heute das Fernsehen), und da auf dieser Tafel die Methode der Parfümherstellung (durch Destillation) geschildert wird, kam die Lobby für verkannte Wissenschaftlerinnen auf die Idee, Tapputi-Belatekallim zur Erfinderin der Destillation zu ernennen. Einen wissenschaftlichen Beweis für diese Behauptung gibt es nicht, trotzdem ist sie auf bestem Weg dazu, zur Lehrmeinung zu werden. Wikipedia schreibt: «Tapputi gilt als erste Chemikerin der Welt.» In *Cosmos*, einer Wissenschaftszeitschrift, die von der renommierten Royal Institution of Australia herausgegeben wird, ist zu lesen: «Tapputi-Belatekallims Beschreibung einer Destillieranlage ist die erste in der Wissenschaftsgeschichte, das macht sie zu einer Pionierin auf dem Gebiet der Chemie.» Die Deutsche Welle, ein öffentlich-rechtlicher Sender aus Deutschland, verkündet gleichfalls: «Tapputi-Belatekallim kann man als die erste Chemikerin der Geschichte bezeichnen.»

Wir haben also eine erste Chemikerin, wir haben aber auch eine erste Ärztin der Weltgeschichte: Peseschet, Altägypterin, wenn die Bezeichnung erlaubt ist. Sie praktizierte sogar schon tausend Jahre vor Tapputi, und wieder wissen wir das, weil eine schriftli-



Es setzt sich das durch, was erwünscht ist: Mathematikerin Lovelace (1815–1852).

che Quelle erhalten ist, die aber nicht besagt, dass Peseschet die erste Ärztin überhaupt war. Dazu wird sie erst von Wikipedia gemacht: «Sie wird deshalb oftmals als erste Ärztin der Weltgeschichte bezeichnet. Obwohl ihr Titel nicht eindeutig sagt, dass sie selber eine Ärztin war, wird meist davon ausgegangen.» Wenn man nur lange genug

«meist davon ausgeht», wird irgendwann eine historische Tatsache daraus.

Am deutlichsten zeigt sich das bei der «ersten Programmiererin der Geschichte»: der 1815 geborenen Mathematikerin Ada Lovelace. Um keine angebliche, unterschätzte Wissenschaftlerin wird derzeit ein solches historisches Baugerüst errichtet wie um sie herum: Da wird gepflastert und gemeisselt, hinzugefügt und weggelassen, mit dem Ziel, dass das Denkmal der Lovelace gleichberechtigt, wenn nicht sogar höher da steht als das von Charles Babbage.

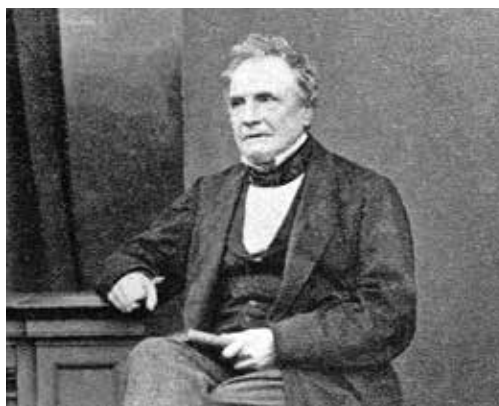
Wer war Babbage? Er entwickelte ab 1822 die Idee zu einer Rechenmaschine, der Analytical Engine, deren Beschreibung er 1837 veröffentlichte. Diese Maschine gilt als Vorläufer des modernen Computers, niemand bestreitet das. Ihm war klar, dass diese Maschine durch ein Programm gesteuert werden könnte, auch das lässt sich in seinen Schriften nachweisen. Ada Lovelace selbst hätte niemals behauptet, dass sie etwas mit der Entwicklung der Analytical Engine zu tun hatte oder auf die Idee kam, ein Programm für sie zu schreiben. Ihre Leistung, für die sie Anerkennung verdient, besteht darin, dass sie für Charles Babbage, der viel von ihr hielt, einen Text übersetzte und in ihren Anmerkungen das Potenzial von Babbages Erfindung durchaus besser erkannte als er selbst.

Aber in einer Zeit der *female conquista*, der Eroberung der feministischen Deutungshoheit über geschichtliche Fakten, treten Tatsachen in den Hintergrund: Es setzt sich das durch, was erwünscht ist. Die Deutsche Welle verkündet, Ada Lovelace werde «oft als erste Programmiererin der Welt bezeichnet», denn sie habe «1843 ein mathematisches Programm zur Steuerung einer Rechenmaschine» entwickelt. Das stimmt nachweislich nicht, aber es verbreitet sich unaufhaltsam, bis *Spiegel* online es dann auf den Punkt bringt: «Ada Lovelace erfand den ersten Computer-Algorithmus.» Aber diese Fake News bleiben nicht auf der Ebene der Presse, sie sickern auf universitäres Niveau runter. Auf der Website der Technischen Hochschule Lübeck ist zu lesen: «Ada Lovelace beschreibt die grundlegenden

Konzepte der Computerprogrammierung und die Bausteine, die in jeder Computersprache benötigt werden.»

Wenn man – da es sich hier immerhin um eine renommierte Universität handelt – die Verantwortlichen bittet, diese Aussagen durch wissenschaftliche Belege zu untermauern, bekommt man von einer Mitarbeiterin der Pressestelle der Technischen Hochschule die sonderbare Antwort, dass «das Einzige, was ich jetzt tun kann, ist, den Eintrag zu Ada Lovelace aus Mangel an Belegen von der Website zu nehmen – aber damit ist Ihnen auch nicht geholfen». Doch, damit wäre jedem sehr geholfen, der nicht möchte, dass junge Studenten fälschlicherweise glauben, Ada Lovelace habe den Computer und möglicherweise auch noch die moderne Luftfahrt erfunden.

Um jeden kleinen Schimmer der Wahrheit muss man froh sein, denn inzwischen gibt es bereits internationale Ada-Lovelace-Festi-



Computer-Pionier: Charles Babbage (1791–1871).

Countess of Lovelace.» Ich hoffe sehr, dass es in 10 000 Jahren in Zürich ein Ruth-Abächerli-Festival geben wird, benannt nach meiner Grossmutter: «The Ruth-Abächerli-Festival is named after the pharmaceutical pioneer and inventor of the smartphone Ruth Countess of Abächerli.»

Natürlich findet man im Internet noch Quellen, die die tatsächliche historische Bedeutung von Ada Lovelace wissenschaftlich seriös beschreiben. Doch es könnte nur noch eine Frage der Zeit sein, bis diese Quellen in der Flut gegenteiliger Behauptungen untergehen. Denn es gibt nun mal einfach mehr Leute, die hören wollen, dass Ada Lovelace die Programmiersprachen erfunden habe, als es Leute gibt,

die, indem sie widersprechen, sich dem Verdacht der Frauenfeindlichkeit aussetzen wollen. Gibt man bei Google die Frage ein: «Wer hat die Programmiersprachen erfunden?», taucht beim ersten Eintrag (Wikipedia) bereits prominent der Name Ada Lovelace auf. Bei den nächsten Einträgen wird die Bedeutung von Ada Lovelace dann zunehmend prominenter dargestellt, bis beim sechsten Google-Eintrag bereits die Titelzeile aufleuchtet: «Die erste Programmiersprache erfand – eine Frau!»

Ein Jugendlicher, der sich ganz unbefangenen informieren will und sich zuvor mit der Frage nicht beschäftigt hat, wird also zur Überzeugung kommen, dass Ada Lovelace die Programmiersprachen erfunden hat. Und das ist in seinen Augen nur folgerichtig, denn die erste Chemikerin und die erste Ärztin waren ja auch Frauen. Damit das klar ist: In der Vergangenheit haben Männer Frauen jahrhundertlang den Zugang zu Wissen verwehrt, es war eine organisierte Benachteiligung. Aber die Vergangenheit wird nicht besser, wenn sie sich jetzt an den Universitäten und in den Medien wiederholt, nur umgekehrt. Den Stärkungs- und Belebungsstrank Rogachrin hat übrigens, ehrlich gesagt, mein Grossvater erfunden, meine Grossmutter hat sein Rezept nur aufgeschrieben. Aber so war das eben damals. Wenn es heute umgekehrt ist, ist das kein Fortschritt, sondern ein Hamsterrad, das sich einfach in eine andere Richtung dreht. ○

Die Fake News bleiben nicht auf der Ebene der Presse, sie sickern auf universitäres Niveau runter.

vals, auf denen man eine Frau für etwas feiert, das sie selbst weit von sich gewiesen hätte. Auf der Website des Schweizer Festivals ist zu lesen; «The Ada Lovelace Festival [...] is named after the software pioneer Ada Byron

Sollen Linke und Nette die Schweiz zerstören?

Linke und Nette zerstören die bewährten Stärken und Tugenden der Schweiz, weil sie unser Land in die EU zwängeln wollen. Sie ...

... zerstören **unsere direkte Demokratie, unsere Freiheit und Unabhängigkeit**, weil sie unser Land an die EU anketten wollen. Dann diktiert Brüssel unsere Gesetze und EU-Richter haben das letzte Wort. Volksentscheide gelten nichts mehr!

... zerstören die **innere Sicherheit** unseres Landes, indem sie immer mehr Ausländer und Asylmissbraucher, viele von ihnen Kriminelle, ins Land lassen und weil sie verhindern, dass Kriminelle konsequent ausgeschafft werden. Kein Wunder sind **67%** aller Insassen in Schweizer Gefängnissen Ausländer!



... zerstören **unsere Sozialwerke**, indem sie immer mehr Ausländer direkt in unsere Sozialwerke einwandern lassen. **58,6%** aller Sozialhilfebezügler sind Ausländer!

... zerstören **unsere gute Infrastruktur und Natur**, weil sie allein in den letzten 13 Jahren **eine Million** mehr Menschen in unsere kleine Schweiz gelassen haben!

... zerstören **Mittelstand und Gewerbe**, das Rückgrat unserer Wirtschaft, mit immer neuen Steuern und Abgaben auf Energie, Benzin und Heizöl. Rund **150 bis 200 Milliarden** Franken kostet uns die Energiewende, von der niemand weiss, ob sie überhaupt funktioniert!

Wer das nicht will, wählt lieber SVP!



Bundesgericht will Analphabeten in Sek

Die Lausanner Richter massregeln Zug: Zwei eritreische Jugendliche ohne Deutschkenntnisse, von denen einer nicht einmal lesen und schreiben kann, hätten auf Sekundarstufe in eine ganz normale Klasse eingeschult werden müssen. *Von Philipp Gut*



Musterfall mit politischer Sprengkraft.

Nicht alles Eidgenössische wird in Zug vor dem grossen Schwing- und Älplerfest vom Wochenende mit Freude aufgenommen. Eigentlich ist die Bildung ja eine Kantonsangelegenheit, aber in einem spektakulären Urteil greift das Bundesgericht jetzt in die Zuger Domäne ein. Der Entscheid richtet sich sowohl gegen den Stadt- als auch den Regierungsrat. Im Kern rügt das Bundesgericht, dass die Zuger zwei eritreische Jugendliche, die im Herbst 2016 als Asylbewerber in die Schweiz kamen, in einen speziellen Förderkurs für Ausländer geschickt haben und nicht in eine normale Klasse auf der Sekundarstufe I. Die SVP spricht von «befohlener Integration um jeden Preis zu Lasten unserer eigenen Kinder». Doch nicht nur die Volkspartei zeigt sich erzürnt. Vom zuständigen Rektor über den Stadtrat und die Kantonsregierung bis zum Zuger Verwaltungsgericht sehen sich alle Instanzen desavouiert.

Der Fall begann im November 2016. Die Abteilung Soziale Dienste Asyl beantragte die Einschulung der beiden Jugendlichen, die zu diesem Zeitpunkt bereits in einem Alter waren, da andere die Schule langsam verlassen. Die Stadtschulen kamen zum Schluss, dass aufgrund ihrer fehlenden Deutschkenntnisse und mangelnden Schulbildung eine Aufnahme in eine normale Klasse nicht möglich

sei. Stattdessen schickten sie sie in das «Vorjahr Basisintegration». Dieses ist Teil des sogenannten Integrations-Brückenangebots, das extra für spät zugezogene Jugendliche geschaffen wurde, die nicht oder nur sehr schlecht Deutsch sprechen. Es soll den Einstieg in eine Berufsausbildung und ein selbständiges Leben ermöglichen. Vermittelt werden hauptsächlich Deutsch und Mathematik.

Prominenter Einflüsterer

Damit waren die Eritreer, von denen einer aktenkundig weder lesen noch schreiben konnte, aber nicht einverstanden und legten Beschwerde ein. Nun fragen sich manche in Zug, wie ein fünfzehnjähriger eritreischer Analphabet eine juristische Klage einreichen konnte, die am Ende bis zum Triumph vor Bundesgericht führte. (Wir beschränken uns in der Folge der Einfachheit halber auf ihn, da beide Fälle juristisch identisch sind.) Die Antwort offenbart eine weitere Dimension dieser Geschichte: A., wie er in den Gerichtsakten genannt wird, hat das natürlich nicht selbst in die Hand genommen – es war das Kantonale Sozialamt, das den Stein mit einer Beschwerde beim Stadtrat ins Rollen brachte. Die eine Zuger Behörde bekämpfte also die andere. Leiter der zuständigen Fürsorgeabteilung ist der ehemalige Nationalrat und SP-Fraktionschef

Andy Tschümperlin. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt.

Beim nächsten Akt kam eine weitere Verwaltungsstelle ins Spiel: die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb). A. erhielt nämlich eine Beiständin, und diese zog den Fall vor die nächste Instanz. Der Stadtrat hatte die erste Beschwerde zurückgewiesen. Nun war der Regierungsrat am Zug. Auch er wies das Begehren jedoch ab, A. in eine Regelklasse zu entsenden. Im November 2017 – inzwischen war seit dem Einschulungsentscheid ein Jahr vergangen – zog der Eritreer mit Hilfe seiner amtlichen Einflüsterer vor das Verwaltungsgericht. Wieder war das Urteil für ihn negativ. Es könne ihm nicht mehr der normalerweise auf zehn Jahre verteilte Grundschulunterricht vermittelt werden, argumentierte das Gericht. Angebracht sei vielmehr eine «individuell zielführende und wirkungsvolle schulische Massnahme».

Eingriff in die Kantonshoheit

Das klingt vernünftig. Doch es scheint, dass die Angelegenheit längst zu einem Musterfall mit politischer Sprengkraft geworden war – jedenfalls riefen A. und seine Helfer jetzt sogar das Bundesgericht an. Diese Interpretation drängt sich auch deshalb auf, weil für A. die Zeit davonlief. Mit der Volljährigkeit würde er

nämlich den Anspruch auf Schulunterricht verlieren. Das bemerkten auch die Bundesrichter in ihrem Urteil vom 6. Mai 2019, dennoch gaben sie A. recht. Der Verdacht liegt also nahe, dass es weniger um ihn persönlich geht als um einen grundsätzlichen Eingriff in die Bildungshoheit der Kantone. Diese werden es sich in Zukunft zweimal überlegen, ob sie ausländische Jugendliche ohne Deutsch- und sonstige wichtige Kenntnisse in ein spezielles Förderprogramm senden – oder in eine normale Klasse, auch wenn sie Lehrer und Mitschüler dort über Gebühr belasten.

Zwar weiss auch das Bundesgericht, dass ohne Kenntnis der deutschen Sprache «kaum sinnvoll ein Unterrichtsstoff vermittelt werden» kann. Besondere Klassen mit dem Ziel, das Deutsch der ausländischen Schüler zu verbessern, seien deshalb «zulässig oder gar geboten». Allerdings dürfe «eine solche besondere Beschulung nur vorübergehend sein und

Lehrer klagen bereits jetzt über die zusätzliche Belastung durch die schulische «Integration».

soll so rasch wie möglich durch die Beschulung in der Regelschule abgelöst werden». Das klingt nicht nur sprachlich ziemlich holprig – es wirft auch die Frage auf, ob die hohen Richter von ihrem Fernsitz in Lausanne tatsächlich besser entscheiden können, ob und wann es angezeigt ist, Schulneulinge wie A. in eine ordentliche Klasse zu schicken. Lehrer klagen bereits jetzt landauf, landab über die zusätzliche Belastung mit schwierigen Schülern durch die schulische «Integration» – also die Pflicht, Ausländer, Behinderte und «Verhaltensauffällige» aufzunehmen.

Realitätsfremdes Urteil

Die Lausanner Richter kümmern sich offenbar wenig um diese Realität im Schulalltag. In ihrem Urteil heisst es: «Gemäss den Feststellungen der Vorinstanz erreichte der Beschwerdeführer im Oktober 2017 einen ersten Teil des A1-Niveaus in Deutsch und das Niveau der 3./4. Primarklasse in Mathematik. Das reicht nicht aus, um dem Unterricht in der Regelschule umfassend folgen zu können, doch scheint immerhin ein partieller Unterricht im Rahmen der Regelschule nicht von vornherein unmöglich, zumal möglicherweise in diesem sozialisierten Rahmen auch der Erwerb von Deutschkenntnissen rascher erfolgen könnte als im Rahmen eines separierten Deutschunterrichts.»

Zur Information: Das Niveau A1 ist das tiefste, das es in Sprachkursen überhaupt gibt. Es steht für «Anfänger». Am 9. September wollen die Regierungen von Stadt und Kanton Zug über das weitere Vorgehen beraten. ○

Politik

Gefährliche Strategie

Bundesrätin Keller-Sutter lancierte überraschend einen Gegenvorschlag zur Konzernverantwortungsinitiative. Hätte sie nicht mit aller Kraft dagegenhalten müssen?

Sie lässt nichts anbrennen: Aus Angst vor der Begrenzungsinitiative, die den grossen Zustrom an EU-Bürgern in die Schweiz drosseln will, überzeugte Justizministerin Karin Keller-Sutter den Bundesrat von einer Überbrückungsrente für über 60-jährige Arbeitslose. Nun treibt sie die Sorge um wegen der Konzernverantwortungsinitiative und einen vom Nationalrat dazu erarbeiteten Gegenvorschlag. Der Bundesrat lehnt bisher beides ab, weil Initiative wie auch Gegenvorschlag den Wirtschaftsstandort Schweiz benachteiligen. Die St. Gallerin hat jetzt aber den Bundesrat wieder so weit herumgekriegt, dass sie dennoch einen Gegenvorschlag vertreten darf.

Initiative hat gute Chancen

Der *Tages-Anzeiger* sprach von einem Winkelzug der St. Gallerin, weil die Bundesrätin in die parlamentarische Beratung eingegriffen habe. Dabei wäre die offensichtliche Frage doch gewesen, woher dieser Zwang in Bundesrat und Parlament herrührt, linken Forderungen regelmässig Gegenvorschläge gegenüberzustellen. Hätte die Justizministerin nicht mit aller Kraft dagegenhalten müssen, wie das Kritiker monieren, weil es hier um Fragen geht, die für bürgerliche Parteien und Politiker im Grunde nicht verhandelbar sein können? CVP-Ständerat Konrad Graber, Verwaltungsratspräsident des Milchkonzerns Emmi, versteht die Intervention von Keller-Sutter so, dass sie im Bundesrat geklärt hat, wie weit sie bei der Diskussion um einen Gegenentwurf in der Kommission gehen kann. «Es wäre ja auch möglich, dass das Parlament diesen Weg beschreitet.»

Denn es gibt einige bürgerliche Parlamentarier selbst in den Reihen der SVP, die wie Graber überzeugt sind, dass die Konzernverantwortungsinitiative der Linken gute Chancen hat. «Die Kampagne wird mit einprägsamen Bildern geführt werden», warnt Graber. Die Initiative will international tätige Schweizer Konzerne an die kurze Leine nehmen. Sie sollen auf Menschenrechte und Umweltstandards verpflichtet werden und dafür geradestehen, wenn ihre Töchter im Ausland diese Auflagen verletzen. Der Ständerat lehnte als Erstrat die Initiative ohne Gegenvorschlag ab, der Nationalrat erarbeitete dagegen unter der Federführung von SVP-Nationalrat Hans-Ueli Vogt einen Gegenvorschlag, der ebenfalls eine generelle Sorgfaltsprüfungspflicht und Haf-

tungsregeln für Schweizer Unternehmen und ihre ausländischen Tochtergesellschaften vorsieht. Kurz: Der Gegenvorschlag ist wie die Initiative brandgefährlich.

Das macht die Wirtschaft etwas nervös, und wenn die Wirtschaft sich sorgt, dann ist nicht etwa der Wirtschaftsminister, sondern die mit Economiesuisse bestens vernetzte Justizministerin erste Anlaufstelle. Keller-Sutter sah sich jedenfalls bemüssigt, den Bundesrat vor einer Woche davon zu überzeugen, einen neuen, weitaus harmloseren Gegenvorschlag



Macht die Wirtschaft nervös: Karin Keller-Sutter.

ins Spiel zu bringen, um dem aus Wirtschaftersicht gefährlichen Gegenvorschlag des Nationalrates etwas Wind aus den Segeln zu nehmen.

Geht ihre Rechnung auf?

Karin Keller-Sutter darf nun bei der Beratung ihren Vorschlag im Parlament vertreten, nämlich dass Schweizer Unternehmen über die Einhaltung der Menschenrechte und Umweltstandards im Ausland berichten müssen. Anders als von ihr erhofft und wohl auch gewünscht, darf sie aber erst dann eine Vernehmlassungsvorlage schustern, wenn der Ständerat definitiv keinen Gegenvorschlag beschliesst.

Hubert Mooser



«Unsere Gutmütigkeit wird ausgenutzt»: Lehrer Walder.

Das prügelnde Klassenzimmer

Andreas Walder erlebte in einer Sonderschule krasse Gewaltausbrüche unter Migrantenkindern. Die Mordattacke eines Eritreers in Frankfurt löste beim Primar- und Klavierlehrer einen psychischen Zusammenbruch aus. *Von Christoph Mörgeli*

«Ich war voll guten Willens und wollte mich eigentlich für sozial benachteiligte Menschen und deren Kinder einsetzen.» Da der damals 32-jährige Andreas Walder neben seinem Klavierdiplom und einer unsicherer Teilzeitstelle an einer Kantonsschule auch das Primarlehrerdiplom besass, meldete er sich auf ein mehrmals erschienenenes Inserat beim Schulinternat Ringlikon. Dieses Schulheim in Uitikon gehört zur Stiftung Zürcher Kinder- und Jugendheime, wird von Staatsgeldern getragen und steht unter kantonaler Aufsicht. Es ging um eine Halbzeitstelle an einer Sonderschule der fünften und sechsten Klasse. Der Schulleiter verhehlte nicht, dass es sich um eine «anspruchsvolle Aufgabe» handeln werde. Und Walder machte ihn ausdrücklich darauf aufmerksam, dass er über keine heilpädagogische Ausbildung verfüge. Das mache nichts, wurde ihm geantwortet,

man finde trotz intensiver Suche niemanden für die Stelle.

Nach den Sommerferien 2008 unterrichtete Andreas Walder jeweils von Montagmorgen bis Mittwochnachmittag eine gemischte Kleinklasse mit acht Schülerinnen und Schülern. Darunter befand sich lediglich ein einziges Kind mit Schweizer Eltern. Am Anfang ging alles gut. Die Klasse arbeitete begeistert an einem schulinternen Zeitungsprojekt. Doch daneben musste auch der normale Schulstoff vermittelt werden. Bei der konkreten Umsetzung der Zeitung eskalierte die Situation zum ersten Mal. Die Klasse versammelte sich in einem Nebenraum vor zwei PC-Arbeitsplätzen, um zu recherchieren. Die Computer galten als geschützt vor problematischen Zugängen, doch die Schüler stiessen dennoch auf Pornokanäle. Lehrer Walder sah keine andere Möglichkeit, als den Unterricht abrupt zu beenden und die Klasse –

nicht zu deren Begeisterung – im Freien zu einem Spaziergang zu versammeln.

Von Afrikanerinnen geschlagen

Auf Wunsch der Kinder bewegte man sich in Richtung Üetliberg. Schon nach der ersten Wegbiegung stiessen sie auf eine mit einem Gartentor abgeschlossene, umzäunte Waldhütte. Sogleich demolierten die Schüler erst dieses Tor und dann die Hütte selber. Walder befahl seine Klasse innert zehn Minuten wieder zurück ins Klassenzimmer. Doch die meisten trafen erst nach zwanzig Minuten ein, was Strafaufgaben zur Folge hatte. Jetzt war es mit der Beliebtheit von Andreas Walder samt dem Elan fürs Zeitungsprojekt vorbei. Der Unterricht verlief zunehmend schlecht, die Zwischenfälle häuften sich. Samir kam Tag für Tag mit einem angebissenen Hamburger ins Schulzimmer im provokativen Vorsatz, diesen während der Schulstun-

de seelenruhig zu verspeisen. Die Gewalt unter den multikulturellen Schülerinnen und Schülern in Ringlikon war allgegenwärtig; vor allem in der grossen Vormittagspause kam es ständig und klassenübergreifend zu Schlägereien. Hauptsächlich Schüler aus Ex-Jugoslawien lebten ihre Aggressionen hemmungslos aus. An eine normale Pausenaufsicht war nicht zu denken, die Lehrer mussten sich wie polizeiliche Ordnungshüter organisieren.

Andreas Walder schlief immer schlechter, wachte oft vor fünf Uhr auf und litt an Bauchschmerzen. «Im Umgang mit den Mitmenschen wurde ich zunehmend stumpfer, schroffer und härter.» Er fühlte sich überfordert, missbraucht und als falsche Person am falschen Ort, hätte doch – nach seiner Einschätzung – eigentlich ein ausgebildeter Gesetzeshüter die «Rasselbande» betreuen müssen. Eine erfahrene Kollegin teilte ihm mit, es sei ihr nicht anders gegangen, man müsse das einfach aushalten. Auch sie schlafe schlecht und beginne manchmal nach Schulschluss einfach im Stillen zu weinen. Sie hat mittlerweile Ringlikon verlassen und leitet eine Kindertagesstätte in Zürich. Der Werklehrer gab zu bedenken, dass in solch schwierigen Momenten von der Schulleitung keinerlei Unterstützung zu erwarten sei; es bleibe nichts übrig, als sich irgendwie selber zu helfen. Obwohl es sich bei den Eskalationen keineswegs um Einzelfälle handle, verschweige sie die Schule konsequent gegen aussen.

Nach etwa drei Monaten spitzte sich die Situation vollends zu. Zwei grossgewachsene Afrikanerinnen der fünften Klasse gingen wegen einer Lappalie aufeinander los. Ihre hemmungslose Prügelei ging über in ein gegenseitiges brutales Verbeissen der Arme. Lehrer Walder ging dazwischen und versuchte, die tobenden Mädchen zu trennen. Dabei wurde er selber Opfer ihrer Schläge und an Armen und Oberkörper derart vermöbelt, dass er die Spuren dieses Kampfes in Form von Hämatomen noch lange schmerzhaft auf seinem Körper spürte. Irgendwann gelang es ihm mit Hilfe des durch das allgemeine Geschrei in der Klasse herbeigeeilten Schulleiters, die beiden Gewalttäterinnen in verschiedene Räume zu schleppen und allmählich zu beruhigen.

Sommarugas Antworten

Dieses Ereignis hat Andreas Walder psychisch völlig gebrochen. Er kündigte seine Anstellung in Ringlikon, was ihm der Schulleiter so übelnahm, dass Walder bis heute keine Bestätigung seiner Lehrtätigkeit erhalten hat. Er musste sich in psychiatrische Behandlung begeben. Auch die Klavierlehrerstelle an der Kantonsschule Stadelhofen kündigte Walder nach sieben Jahren 2010 wegen eines Dauerkonflikts mit dem Rektor. Dieser amtierte nebenher auch als SP-Lokalpolitiker und hatte wenig Verständnis für Lehrkräfte, die bei ihrem Pensum eine gewisse Verbindlichkeit anstrebten.

Er wollte vielmehr möglichst vielen Lehrern eine Chance zum Schuldienst geben. Walder hatte sich von Semester zu Semester auf Veränderungen in der Lektionenzahl und damit auch beim Lohn einzustellen.

Die folgenden Jahre war es ihm unmöglich, noch einer pädagogischen Tätigkeit nachzugehen. Er zog in seine Thurgauer Heimat und hielt sich über Wasser mit einer Bürotätigkeit im Betrieb der Familie. Doch ging es nicht ohne regelmässige Arztbesuche; nach einem Selbstmordversuch weilte Andreas Walder 2011 erstmals in der Klinik Münsterlingen. Obwohl er sich innerlich dagegen stemmte, benötigte er eine Teilzeitrente der Invalidenversicherung.

2016 fand Walder den Wiedereinstieg als Klavierlehrer an einer Musikschule im Thurgau. Ein Jahr lang engagierte er sich in der EVP Romanshorn, deren Kurs ihn letztlich aber auch nicht überzeugte. Nach dem Vorfall mit den prügelnden Schülerinnen und Schülern in Ringlikon wandte er sich mehrmals an Bundes-

Die Lehrer mussten sich wie polizeiliche Ordnungshüter organisieren.

rätin Simonetta Sommaruga, da sie ebenfalls ausgebildete Pianistin ist. Sie antwortete ihm jeweils persönlich und durchaus freundlich. Walders Botschaft lautet: «Mein eigenes Lebensschicksal zeigt, wie unverantwortlich und unverkraftbar die ständige Zuwanderung von Menschen aus nicht integrierbaren Kulturen ist. Es muss gehandelt werden, denn unsere Gutmütigkeit wird ausgenutzt – bis hin zur rohen körperlichen Gewalt.»

Als Psychatriepatient erlebt Andreas Walder, wie angebliche Flüchtlinge simulieren, vor Ärzten und Pflegepersonal wehklagen, um dann, kaum dass diese ihnen den Rücken zudrehen, fröhlich zu kiffen, zu rauchen und das Klinikleben zu geniessen. Er erlebte auch Fälle von offenkundigen Selbstverletzungen, nur um einer drohenden Rückführung zu entgehen.

Der heute 43-jährige Andreas Walder lebt unfreiwillig als Single, seit vor Jahren eine Beziehung zerbrochen ist. Diesen Sommer reiste Walder mit der Bahn eine Woche lang durch Ostdeutschland. Kaum war er zurück, erschütterte ihn die Tat des vierzigjährigen Eritreers aus Wädenswil, der im Frankfurter Bahnhof einen achtjährigen Buben vor den Zug gestossen hat. Dazu kamen die Berichte über den vierzehnjährigen Syrer, der in Möriken-Wildeggen seiner Lehrerin den Kiefer gebrochen hatte. Erneut stellten sich Angstzustände und sonstige schwere psychische Beeinträchtigungen ein. Walder musste eine Akutstation aufsuchen, wo ihm wirklich geholfen wird. Schon einmal hatte er dort in einem Zweierzimmer gelebt. Sein Zimmergenosse war ein Eritreer. Unglücklich, antriebslos und ohne Perspektive. ○

Ständerat

Freudlose Sitzung

Nach dem Tabakverbot: Nur noch Werbung für Smoothies und Quinoa Bowls?



Bundesrat Cassis.

Kürzlich tagte die Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit (SGK) der Kleinen Kammer. Sie beschloss ein fast lückenloses Werbeverbot für Tabakprodukte in Zeitungen, Zeitschriften oder an internationalen Events auf Schweizer

Boden. Davon erfasst werden auch elektronische Zigaretten. Und noch mehr: In Zukunft soll der Tabakindustrie jegliches Sponsoring der Anlässe von Bund, Kantonen und Gemeinden strengstens untersagt sein. (Die gut 2,2 Milliarden Franken aus der Tabaksteuer kassiert der Bund natürlich auch in Zukunft gerne. So viel zum Zorn der Selbstgerechten.)

Wie man sieht, sass die SGK unter dem Eindruck des von Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) gestoppten Philip-Morris-Sponsorings zu Rate. Der Tabakkonzern hatte mit dem EDA eine Vereinbarung zur Unterstützung des Schweizer Auftritts an der Weltausstellung in Dubai vereinbart.

Abschied vom «Marlboro Man»

Man kann sich den Ablauf der freudlosen Sitzung bildhaft vorstellen: Die Ständeräte steigern sich in einen kollektiven Verbotsrausch aus gesundheitspolitischen Gründen. Als ob nicht mittlerweile der letzte Konsument wüsste, dass Rauchen ungesund ist – Werbung hin oder her.

Der Gesamtrat oder die Grosse Kammer könnte im weiteren Verlauf die Balance zur Wirtschaftsfreiheit wieder hinbiegen. Andernfalls ist es gut möglich, dass das Werbeverbot Schule macht. In der Londoner U-Bahn ist bereits die Werbung für Fastfood verboten. Die Grünen in Basel-Stadt wälzen ähnliche Gedanken. Sie wollen «klimaschädliche Produkte aus der Öffentlichkeit verbannen», darunter Werbung für Fleisch. Ein beliebter Kandidat für solche Verbote sind auch Süssigkeiten und Süssgetränke.

In der gesundheitspolitischen Idealwelt gibt es in Zukunft nur noch Werbung für Quinoa Bowls, Beeren-Smoothies und Fitnessstudios. Schon ikonografisch ist das schade. Der «Marlboro Man» dreht sich im Grabe um.

Florian Schwab

Der Solar-Missionar

SP-Fraktionschef Roger Nordmann schwärmt in seinem neuen Buch von der Schweiz als Sonnenstrom-Land. Spricht er vom Potenzial der Solarenergie, erinnert das an die wundersame Brotvermehrung am See Genezareth. *Von Hubert Mooser*



Evangelium der unbefleckten Energie: Nationalrat Nordmann.

SP-Fraktionschef Roger Nordmann auf Mission Solar: Seit die Sozialdemokraten ihren sogenannten Marshallplan für den Klimaschutz lanciert haben, eine staatlich subventionierte Solaroffensive, tingelt der Waadtländer kreuz und quer durch die Schweiz. Letzten Freitag referierte er vor den Genossen im Kanton Thurgau über den Ausstieg aus der Erdölenergie und die Segnungen der Fotovoltaik, am Mittwoch vor der SP in Sion, nächste Woche geht es nach Basel und Zürich. «Das Interesse ist gross», sagt Nordmann, und seine Agenda mit 37 Auftritten ist entsprechend voll.

Seit 2010 ist der Romand mit dem Lausbubengesicht Präsident von Swissolar, dem Fachverband für Solarenergie mit zirka 700 Mitgliedern, davon über 500 Solarprofis wie Planer, Berater, geprüfte Fachfirmen und Installateure – und inzwischen fast so etwas wie der Solarpapst der Schweiz. Nordmann hat den Ruf, dass er «aus Sonne Subventionen machen kann». Doch auch mit dem rührigen Waadtländer an der Spitze geht es mit der energetischen Nutzung des Sonnenlichts nicht so schnell vorwärts, wie sich dies Nordmann selber einst erhofft hat.

Er wolle sich dafür einsetzen, dass der Anteil des Solarstroms bis 2020 auf mindestens 6 Prozent steige, verkündete er nach seiner Wahl zum Präsidenten von Swissolar. Ein Jahr vor

Ablauf der von ihm selbst festgelegten Frist deckt die Fotovoltaik gerade einmal 3,5 Prozent des Bedarfs ab. Nordmann müsste schon zaubern können, will er das 2010 abgegebene Versprechen fristgerecht einlösen.

Wegleitung für den Marshallplan

Nun soll das lahrende Geschäft mit der Sonnenenergie mittels eines staatlich finanzierten Marshallplans angekurbelt werden. Der Plan trägt unverkennbar Nordmanns Handschrift und

In den letzten Jahren floss viel mehr Geld in ökologische Projekte, die ökonomisch fragwürdig sind.

geht einher mit seinem Buch «Sonne für den Klimaschutz», das vergangene Woche auf Deutsch erschien – es ist eine Art Bibel für Sonnenanbeter. Nordmann zelebriert darin auf knapp 200 Buchseiten das Potenzial der Sonnenenergie, präsentiert Aktionspläne und Umsetzungsvarianten. Im Gespräch mit der *Weltwoche* präzisiert er, dass das Buch gewissermassen die Wegleitung sei für die Umsetzung des Marshallplans.

Den Grundtenor des Buchs hat Jacques Dubochet, der 2017 den Nobelpreis für Chemie erhielt, im Vorwort zusammengefasst. Vier Fünftel der Energie stammen aus fossilen

Quellen. Diese müssten verschwinden. Dafür müsse man ein bisschen Strom sparen und die Solarstromproduktion um das 25fache steigern. Das hört sich an wie die wundersame Brotvermehrung am See Genezareth, angesichts der aktuellen Situation.

Auch wenn Nordmann keine Wunder wirken kann, unterschätzen sollte man ihn trotzdem nicht. Er hat in der Vergangenheit schon bewiesen, dass er für seine anfänglich abenteuerlich wirkenden Pläne politische Mehrheiten zustande bringt. Zum Beispiel war er nach dem Atomunfall in Fukushima 2011 einer der Strippenzieher bei der Atomausstiegskoalition und der Energiestrategie 2050. Nordmann wisse, wann der Zeitpunkt reif für einen Vorschlag sei und wie man Mehrheiten bilde, schrieb die *NZZ* 2016 nach seiner Wahl zum SP-Fraktionschef. Seine Frau, die Lausanner Finanz- und Verkehrsdirektorin Florence Germond, nennt ihn offenbar «bricoleur» – was frei übersetzt «Bastler» heisst und den SP-Fraktionschef treffend charakterisiert. Er steht immer unter Verdacht, dass er an irgendwelchen Kompromissen herumbastelt.

Verwandt mit der Kaufhausdynastie

Von wem er das hat, weiss man nicht genau. Der Vater war Anwalt, die Mutter Bundesrichterin, seine Tante ist die ehemalige SP-Nationalrätin Gret Haller. Roger Nordmann ist über vier Ecken auch mit der Kaufhausdynastie der Freiburger Nordmanns verwandt, möglicherweise hat er von diesem Familienzweig sein Verkaufstalent geerbt. Mit seiner Karriere ging es sofort steil nach oben: Als 22-Jähriger war er Berater des Waadtländer Regierungsrates Jean Jacques Schwaab. Ein Zufall brachte ihn dann mit 31 Jahren in den Nationalrat nach Bern. SP-Staatsrat Pierre Chiffelle erkrankte und trat 2004 zurück. Nationalrat Pierre-Yves Maillard wurde Chiffelles Nachfolger im Waadtländer Regierungsrat, und Nordmann erbt seinen Sitz in Bern.

Seither hat er sich zu einem der einflussreichsten Parlamentarier gemausert. Er ist nicht bloss SP-Fraktionschef, sondern präsidiert auch die Umweltkommission des Nationalrates. Und sein Engagement geht über das Sonnenlicht hinaus. Im Beirat des Dachverbands Geothermie Schweiz befasst er sich mit der Nutzung von Erdwärme als Ersatz für fossile Brennstoffe, und schliesslich arbeitet er im Vorstand des Branchenverbandes Swisscleantech mit. Zusammen mit Eric Nuss-

baumer (BL) und Beat Jans (BS) prägt er seit Jahren die Energiepolitik der Genossen.

Dank dem von Linken wie Nordmann orchestrierten, überstürzten Entscheid der Politik, aus der Atomkraft auszusteigen und unter dem Titel Energiestrategie 2050 eine Energiewende zu vollziehen, floss in den letzten Jahren auch viel mehr Geld in ökologische Projekte, die ökonomisch fragwürdig sind. Inzwischen gibt es aber erhebliche Zweifel, ob die auch von den Stimmbürgern 2017 beschlossene Energiewende funktioniert. Vor der Sommerpause überwies der Ständerat jedenfalls eine Motion seiner Energiekommission mit brisantem Inhalt. Es sei schon heute absehbar, dass die in der Energiestrategie festgelegten Richtwerte für die erneuerbare Energie nicht erreicht würden und der Zubau an erneuerbaren Energien und der Ausbau der Wasserkraft nicht sichergestellt seien, heisst es darin.

Nicht ohne Zwang

Der Solothurner SVP-Nationalrat Christian Imark, Mitglied der Energiekommission des Nationalrates, kritisiert, dass die Linke jetzt noch mehr vom Falschen wolle, um den Schlamm zu überdecken. Also noch mehr von der unrentablen Solarenergie. Und wie.

Nordmann rechnet vor, dass für den Ersatz der Atomkraftwerke, die in den kommenden zwanzig Jahren vom Netz gehen, und für den

Ausstieg aus der Erdölenergie die Solarenergie 40 bis 45 Terrawattstunden Strom produzieren müsse. Zum Vergleich: Eine Terrawattstunde entspricht der Energiemenge, die durch den grössten Stausee der Schweiz, die Grande Dixence, bei maximaler Füllung erzeugt werden kann. Zur Gewinnung dieser Energiemenge soll die Schweiz, wenn nötig bis hinauf zu den Alpweiden, mit einem Teppich aus Solarpanels überzogen werden. Um 3 Terra-

Die Schweiz soll, wenn nötig bis hinauf zu den Alpweiden, mit Solarpanels überzogen werden.

wattstunden Solarenergie zu produzieren, braucht es laut Nordmann 30 Quadratkilometer Weideland. «Das sind 0,7 Prozent der Grundfläche der Schweiz», beschwichtigt er.

Das alles geht freilich nicht ohne Zwang: Es braucht neue Gesetze, ehrgeizigere Zielwerte zum Ausbau der Sonnenenergie und noch mehr Förderbeiträge. Nordmann schätzt den Beitrag des Staates auf zirka 550 Millionen Franken pro Jahr.

Zermürbt vom Widerstand

So viel zur Theorie. In der Praxis scheitern solche Pläne meistens schon am Widerstand links-grüner Kreise, die Nordmann politisch

vertritt. So wollten die Elektrizitätswerke des Kantons Zürich (EKZ) vor Jahren eine gigantische Fotovoltaik-Anlage in einem Steinbruch am Walensee installieren. Zermürbt vom Widerstand der Natur- und Landschaftsschützer, warfen die Verantwortlichen der EKZ schliesslich das Handtuch.

Aber es gibt noch ein anderes Problem: die unterschiedliche Sonneneinstrahlung das Jahr über. Die grosse Frage ist, wie man den Solarstrom speichern kann, wenn Elektrizität im Überfluss vorhanden ist. Nordmann wäre nicht Nordmann, wenn er darauf keine Antworten hätte – eine sieht, bildlich gesprochen, die Speicherung von Solarenergie in Stauseen vor. Der produzierte Solarstromüberschuss wird dazu benutzt, Wasser in die Stauseen zu pumpen. Hierfür müssten jedoch auch die Wasserspeicherkapazitäten massiv erhöht werden, was Nordmann für sinnvoll hält, in seiner eigenen Partei aber höchst umstritten ist: Die SP-Nationalrätinnen Silva Semadeni (GR) und Martina Munz (SH) wehren sich zurzeit in einem Initiativkomitee gegen ein neues Staumauerprojekt im Berner Oberland, während Nordmann weiter im ganzen Lande das Evangelium von der unbefleckten Sonnenenergie predigt, die das Land künftig von allen Klima- und Energiesorgen erlösen soll.

Roger Nordmann: Sonne für den Klimaschutz. Zytglogge. S. 183, Fr. 26.00

Lesestoff!



Jeden Samstag.
Natürlich auch
online.

schweizamwochenende.ch

Unsere Wochenendausgabe: rundum modern und frisch, mit einer Fülle an Lifestyle, Reisetipps und Kultur.

Spitzbub aus dem Schwarzbubenland

Ein Leben lang kämpfte der Unternehmer Adrian Gasser gegen das Establishment. Seine Justiz-Initiative ist die Krönung einer gewagten Karriere, die er mit 18 Jahren als Habenichtss begann und die ihn zum 250-fachen Millionär machte. *Von Alex Baur*



Streit wie in alten Zeiten: Unternehmer Gasser in seinem «Parkhotel» in Langenthal.

Es war der Showdown des Jahres. Am 18. Dezember 1990 duellierten sich Christoph Blocher und Adrian Gasser vor dem Zürcher Obergericht. Blocher sass auf der Anklagebank, Gasser fungierte als Privatstrafkläger, die Anklage lautete auf Veruntreuung. Gegenstand des Streites war die Kammgarnspinnerei Interlaken. Beide Unternehmer hatten die marode Fabrik 1983 übernehmen wollen. Blocher machte das Rennen. Seither wurde prozessiert. Gasser warf seinem Rivalen vor, ein Aktienpaket, das ihm nicht gehörte, an sich gerissen und klammheimlich verkauft zu haben.

Blocher war schon damals berüchtigt oder, je nach Standpunkt, anerkannt als hemdsärmeliger Macher. Nur einer war noch berüchtigt: Adrian Gasser. Nach der Übernahme einer Reihe altehrwürdiger Textilfabriken – die Lorze in Baar ZG, Gugelmann in Roggwil BE, die Bühler AG in Kollbrunn ZH, die Kammgarnspinnerei Bürglen TG, die Textil AG in Schwanden GL – hatte er sich, wie kaum ein Fabrikant mehr seit dem Landesstreik, mit den Gewerkschaften angelegt. Diese reagierten mit Protesten und Streiks, wobei die Medien, allen voran der öffentliche Rundfunk, bereitwillig und kritiklos mitspielten.

Der Fall war kompliziert. Dass sich Blocher die Aktienpakete der alten Spinnerei unter den Nagel gerissen und die Firma in einer Nacht-und-Nebel-Aktion nach Deutschland verkauft hatte, war eine Tatsache. Er habe es tun müssen, so rechtfertigte Blocher sich vor Gericht, um zu verhindern, dass Gasser nach der Übernahme die Fabrik ruinierte und die wertvollen Immobilien der Firma gewinnbringend filetierte. Er kam damit durch. Objektiv liege zwar eine Veruntreuung vor, orakelte das Gericht, doch es attestierte dem Juristen Blocher, dass er sich der Unrechtmässigkeit seines Tuns nicht bewusst gewesen sei.

Im Zweifel einen draufsetzen

Die Kontrahenten Blocher und Gasser hatten einiges gemein. Beide waren in den 1970er Jahren mit leeren Händen in traditionsreiche Familienfirmen eingetreten. Da keine fähigen Erben zur Stelle waren, rissen sie die Zügel an sich und bauten innerhalb weniger Jahre ihr eigenes Imperium auf. Das Establishment strafte sie mit Verachtung, doch das spornte beide erst recht an. In einem Milieu, in dem das Hüstel von Gemeinplätzen zum guten Ton gehört, profilierten sie sich als Saftwurzeln, die nie klein beigegeben und im Zweifel eher noch einen draufsetzen. Beide begnügten sich nicht mit dem Anhäufen von Geld und Macht, sie wollten auch politisch Einfluss nehmen.

Blocher sei höchstens 165 Zentimeter gross, spottete Gasser einmal, er selber über 170. Während Blocher nur mit zehn Geschwistern auftrumpfen kann, bringt es Gasser auf sechzehn. Was seine eigene Erfolgsbilanz betrifft, liegt Gasser beim virtuellen Armdrücken der Macker

allerdings weit zurück. Mit dem Vermögen von 250 bis 300 Millionen, welches ihm die Bilanz zuschreibt, schafft er es unter die 300 reichsten Schweizer, aber nicht in die Liga der Milliarden. Politisch ist Gasser, gemessen an Blocher, ein Mückengewicht. Seine Kandidaturen als Parteiloser für den National- und den Ständerat in seiner Wahlheimat Thurgau waren nie eine ernsthafte Bedrohung für die etablierten Kräfte, seine *Adrian-Gasser-Post*, die er in den 1990er Jahren herausgab, erst recht nicht.

Nach der Jahrtausendwende wurde es denn auch ziemlich ruhig um die Reizfigur Adrian Gasser. Doch nun, mit 76 Lenzen auf dem Buckel, meldet er sich mit einem Coup zurück. Aus dem Nichts und praktisch im Alleingang brachte er in diesem Sommer 120 000 Unterschriften für seine Justiz-Initiative zusammen. Das Ziel des Volksbegehrens: Bundesrichter sollen künftig nicht mehr von den politischen Parteien nominiert und vom Parlament gewählt, sondern nach einer Vorselektion durch ein Fachgremium per Los auf Lebenszeit be-

Die Arbeiter waren nach seinem Ideal nicht bloss Buezer, sondern Verbündete.

stimmt werden. Zwar wird moniert, Gasser habe die Unterschriften von bezahlten Sammlern zusammentragen lassen. Doch das ist erstens nicht verboten – der legendäre Denner-Gründer Karl Schwenk brachte auf diese Weise sechs Volksinitiativen und vier Referenden zustande –, und zweitens ist es trotzdem eine beachtliche Leistung.

Wer ist dieser Mann? Und vor allem: Was treibt ihn?

In den 1990er Jahren lief mir Adrian Gasser mehrmals über den Weg. Als Gerichtsreporter kam man in jener Zeit nicht um ihn herum. Gasser führte mindestens ein Dutzend meist ausufernde Prozesse – gegen Behörden, gegen Konkurrenten, gegen die Gewerkschaften, gegen die Medien. «Einer gegen alle» stand 1994 über einem mehrseitigen, heute noch lesenswerten Porträt von Res Strehle im *Magazin*, was sein Image auf den Punkt brachte. «Gäbe es in der Fachliteratur noch keinen Begriff für eine auffällig grosse Kluft zwischen den Fähigkeiten, auszuteilen und einzustecken», war dort zu lesen, «sie wäre <Gasser-Gap> zu nennen.»

Ganz so simpel war Gasser allerdings nicht gestrickt. Das wurde mir spätestens beim Verfahren «Gasser gegen die *Weltwoche*» Ende 1995 bewusst. In einer vierteiligen Serie hatte die *Weltwoche* das Bild eines gnadenlosen Raider gezeichnet, der, stets am Rande des Bankrotts, rücksichtslos Firmen aufkaufte und zugrunde richtete, um die Fabrikleichen auszuweiden und zu verhökern. Der Messingkäfer, den Gasser angeblich in seiner eigenen Fabrik ausgesetzt haben soll, um einen Vorwand für deren

Schliessung zu finden, war damals in aller Munde. Die süffigen Geschichten hatten nur einen Haken: Es war so gut wie nichts Wahres dran, wie sich vor Gericht herausstellte. Vieles war verzerrt dargestellt, anderes schlicht erstickt und erlogen.

Verkauft hat er nie

Der «Anarcho-Patron» (*Tages-Anzeiger*) begann mich zu interessieren. Wir verstanden uns auf Anhieb. Gasser führte mich persönlich durch seine Fabriken in Roggwil und Kollbrunn, mit Stolz und Begeisterung erklärte er mir vor Ort das topmoderne Wasserkraftwerk, das er an der Thur bei Bürglen eben gebaut hatte. Eines wurde dabei schnell klar: Gasser war kein Zerstörer, im Gegenteil. Er hatte die alten Textilfabriken gekauft, um sie zu reformieren. In Anbetracht der Schweizer Löhne und der asiatischen Konkurrenz hatte er sich vielleicht etwas Unmögliches vorgenommen. Doch es bleibt die Tatsache: Verkauft hat er nie.

Als Zweites fiel mir Gassers Umgang mit dem Personal auf. Er war ein Patron der alten Schule, zweifellos. Die Herkunft seiner Angestellten interessierte ihn nicht. Mit den Türken, Jugoslawen oder Italienern, die es bei ihm auch in die oberen Hierarchiestufen geschafft hatten, kam er vielleicht sogar noch besser zurecht als mit den wenigen Schweizern in seinen Betrieben. Seine Löhne lagen, soweit ich es beurteilen konnte, eher über dem Schnitt. Doch er verlangte, und das war das wahre Problem mit den Gewerkschaften, im Gegenzug Flexibilität und Engagement. Die Arbeiter, egal, auf welcher Stufe, waren nach seinem Ideal nicht bloss Buezer, sondern Verbündete.

Die Rechnung ist simpel. Ein Arbeiter verdient in der Schweiz etwa zehnmal mehr als in Bangladesch, Pakistan oder China. Ergo muss er mindestens zehnmal mehr produzieren, damit die Rechnung aufgeht. Bei der Konfektion und in der Weberei ist dies schlicht unmöglich. Doch im Bereich der Spinnereien, wo der Lohn lediglich 10 Prozent des Aufwandes ausmacht, schien es machbar, wenn man auf Qualität und Masse setzte. Und es funktionierte anfänglich auch. Gassers Spinnereien fuhren bis in die 1990er Jahre Gewinne ein. Bis die Chinesen ins Geschäft drängten.

1999 stellte Adrian Gasser in Bürglen die letzte Spinnmaschine in seinem Reich ab. Eine Ära ging damit zu Ende, doch es war auch der Anfang einer neuen. Die alten Bauten blieben nicht leer, es wurde gearbeitet wie eh und je. Nur waren die Fabriken nun Einkaufszentren, Freizeitanlagen, Eventhallen, Gourmettempel, Logistikbetriebe, Werkstätten und Studios aller Art. So mauserte sich die Lorze AG zum florierenden Gemischtwarenladen. Das hinderte den Patron freilich nicht daran, und das ist die dritte Besonderheit, überall in seinen Betrieben präsent zu bleiben, auch physisch. Die Hierarchien blieben überall

flach, im Zweifel gab es nur einen Chef: Gasser selber.

Ich besuchte Adrian Gasser mehrmals in Sirnach TG, wo er in einem unauffälligen Einfamilienhaus lebt. Unbescheiden an diesem Anwesen war allein der Weinkeller. Diesen erforschten wir ausgiebig. Es wäre uns allerdings auch ohne die edlen Tropfen nie langweilig geworden. Selten waren wir einer Meinung, nächtelang stritten wir über Gott und die Welt. Aber die Debatte blieb stets lustvoll. Einmal reisten wir zusammen durch die Provence, wo er bei Narbonne ein, ebenfalls recht bescheidenes, Strandhaus besitzt. Gasser ist nicht nur ungemein belesen, er kann, und hier liegt die wahre und rare Kunst, auch etwas anfangen mit seinem gesammelten Wissen.

Es waren grossartige und spannende Begegnungen. Journalistisch war es ein kolossales Fiasko. Ich habe das geplante Gasser-Porträt nie fertiggestellt, ja überhaupt nicht mehr über ihn geschrieben. Wir waren Freunde geworden. Ich kann nicht über einen Freund schreiben, erst recht nicht über einen wie Adrian Gasser. Denn Gasser kennt, wenn es um die Wurst geht, nur zwei Arten von Menschen: Freunde und Feinde. Und Freunde sind in seinem Geschäft nur jene, die nach der Pfeife tanzen. Ein journalistisches No-Go.

Ein Tabu wird gebrochen

Als Gasser die Initiative auf die Beine gebracht hatte, juckte es mich gleichwohl. Am Telefon erklärte ich ihm klipp und klar, dass ich weder über seine Initiative noch über seine Geschäfte berichten werde, sondern einzig und allein seinen persönlichen Werdegang niederschreiben wolle, autorisiert, aus erster Hand. Über sein Privatleben ist in der Öffentlichkeit wenig bekannt. Es gibt keine Homestorys. Zu meinem Erstaunen sagte er zu: 15. August, 9:47 Uhr, am Bahnhof in Langenthal, open end.

Das offizielle Gespräch fand im Speisesaal seines «Parkhotels Langenthal» statt, es begann harzig und dauerte zehn Minuten. Nachdem ich ihn auf seine Ex-Ehefrau und die Nachfolgeregelung angesprochen hatte, brach Gasser das Gespräch schroff ab: Er sei bereit, über seine Initiative zu sprechen, aber nicht über seine Person, und das schon gar nicht mit der *Weltwoche*, die ihn (29 Jahre sind seither vergangen!) so schändlich diffamiert habe. Jeder Einspruch, das wurde mir schnell klar, war zwecklos. Der Kerl (oder sollte ich vielleicht Dreckskerl schreiben?) hatte mich durch das halbe Land anreisen lassen, um mich zu versetzen und nach seiner Pfeife tanzen zu lassen.

«Weisst du was», zischte ich in stiller Wut, «das kommt mir jetzt gerade gelegen; du hast mir soeben die Lizenz erteilt, frei und ohne dein Plazet zu schreiben, was ich will; denn eigentlich weiss ich genug über Adrian Gasser.» Man konnte das als unverhohlene Drohung verstehen (und so war es auch gemeint), doch es

schien ihn nicht im Geringsten zu beeindrucken. Vielmehr glaubte ich ein spitzbübisches Grinsen in seinem Pokergesicht zu erkennen. Während ich also meinen Notizblock einpackte, erklärte ich ihm noch im Schnelldurchgang, warum ich seine Justiz-Initiative für chancenlos und auch für falsch halte.

Mit der Justiz ist es wie mit dem Zahnarzt: Die meisten Menschen gehen ihr aus dem Weg, sie interessieren sich erst für den Rechtsstaat, wenn sie selber in der Tinte sitzen. Bei unserer Justiz liege zweifellos vieles im Argen, erklärte ich ihm, die Akademiker hätten den Draht zur Realität verloren, doch seine Initiative ändere daran rein gar nichts. Die Willkür der Richterwahl würde einfach von der Politik auf jene Fachgremien verschoben, welche die Vorselektion trafen und bald von den Juristen kontrol-

Schlimmer, als es ist, sagt Adrian Gasser, könne es in der Justiz gar nicht kommen.

liert würden, die heute schon wie Feudalherren das Land regierten. Und die per Los auf Lebzeiten gewählten Richter würden sich erst recht wie Könige aufführen.

Schlimmer, als es ist, erwiderte Adrian Gasser, könne es gar nicht kommen. Die Besetzung, nein der Verkauf der Richterstühle sei ein abgekarteter Schacher, an dem ein anständiger Jurist gar nicht teilnehmen könne. Mein alter Freund blühte richtig auf. Irgendwann wurden das Essen und der Bordeaux serviert. Die tadelnden Blicke vom Nachbartisch übersehend, stritten wir uns wie in alten Zeiten. Über sein Leben liess er sich kein Wort entlocken. «Schreib, was du willst», sagte er beim Abschied, «ich will den *Seich* gar nicht lesen.»

«Einzelkind mit sechzehn Geschwistern»

Adrian Gasser stammt ursprünglich aus dem Schwarzbubenland, einer katholisch-solothurnischen Enklave im protestantischen Baselbiet. Er wuchs in Oberwil BL auf. Als zwölftes von siebzehn Geschwistern – als «ein Einzelkind mit sechzehn Geschwistern», wie er selber sagt – lernte er von klein auf, sich durchzusetzen. Die Mutter, reformiert, dürfte eine warmherzige, kultivierte Frau gewesen sein. Der Vater, Katholik, in der Basler Industrie ein arrivierter Maschineningenieur, besass genug, um allen ein Hochschulstudium zu finanzieren. Adrian, der seine Ausbildung als Achtzehnjähriger in Freiburg mit dem Titel «Eidg. dipl. Buchprüfer» abschloss, schlug das Angebot aus.

Mit achtzehn Jahren verdiente Gasser bei der Schweizerischen Revisionsgesellschaft in Zürich bereits sein eigenes Geld. Das war aussergewöhnlich in einem Metier, bei dem graue Schläfen zum guten Ton gehören. Der ehrgeizige Bursche machte den Mangel an Erfahrung durch Fleiss wett. Mit zwanzig wurde er bereits

in die Auslandfilialen versetzt, nach Brüssel, London, Paris, wo er seine spätere Frau, eine Französin, kennenlernte. Mit dreissig war er zurück in der Schweiz. Drei Jahre später machte er sich als Revisor selbständig – und zog den ersten grossen Fisch an Land: Otto Lutz, ein Uerbe des legendären Textilkönigs Heinrich Schmid, holte ihn zur Kammgarnspinnerei in Bürglen.

In den 1970er und 1980er Jahren fand eine stille industrielle Revolution statt. Während die dekadent und träge gewordenen Familiendynastien still entschliefen, drängte eine neue Generation von dynamischen, international ausgerichteten Managern an die Macht. Einige von ihnen, etwa der famose Werner K. Rey, waren Spekulanten und Raider, die sich herzlich wenig für die industrielle Produktion interessierten. Doch der eidg. dipl. Buchprüfer Adrian Gasser war aus einem anderen Holz geschnitzt. Als Revisor hatte er gelernt, aufgrund von nackten Zahlen das Wesen, die Stärken und Schwächen einer Firma zu deuten. Er hatte auch ein feines Sensorium für die menschlichen Schummeleien und Fehler entwickelt, welche sich hinter diesen Zahlen versteckten.

Ewiger Kampf gegen die Sinnlosigkeit

Das Geld an sich, so wage ich zu behaupten, hat Adrian Gasser nie interessiert. All die Millionen sind für ihn nicht mehr als ein Mittel zum Zweck, ein Werkzeug für sein *grand oeuvre*. Es ist wohl die trostlose Vergänglichkeit des Seins und des Scheins, die ihn treibt. Rastlos kämpft er gegen die Bedeutungslosigkeit an, indem er etwas Nachhaltiges zu schaffen versucht, etwas, was ihn selber überdauern soll. Und wie jeder Getriebene ist er bereit, hohe Risiken auf sich zu nehmen, notfalls seine ganze Existenz auf den Spieltisch des Lebens zu werfen.

Die ausufernden Prozesse dürften ihn insgesamt einen zweistelligen Millionenbetrag gekostet haben, bewahrten ihn aber, sofern man ihm glaubt, vor einem Schaden in dreistelliger Millionenhöhe. Es gab Erfolge und krachende Niederlagen. So ist es einem Gasser-Prozess zu verdanken, dass das Bundesgericht 1999 ein Streikrecht erfand, das weder in der Bundesverfassung noch sonst wo gesetzlich festgeschrieben stand. Doch sein spitzbübischer Mutterwitz, sein abgründiger Humor kamen ihm ob all des Prozessierens nie abhanden.

Ein rekordverdächtiges Vierteljahrhundert lang rang Gasser mit dem Zürcher Geldadel um die Kontrolle der Firma Reishauer. Der epische Rechtsstreit, der ihn phasenweise an den Rand des Ruins brachte, wurde kürzlich bereinigt, offenbar im gegenseitigen Einvernehmen. Bei der Lorze scheinen die Geschäfte rund zu laufen. Gut möglich, dass der Rastlose die Justiz-Initiative vor allem lancierte, um sich im Kampfmodus fit zu halten. Über die Nachfolgeregelung werden wir wohl das nächste Mal sprechen müssen. ○

Amstutz' Geschoss

Nachdem eine Nationalratskommission den Entscheid über die Kohäsionsmilliarde vertagt hatte, beschloss eine kleine Gruppe um SVP-Wahlkampfchef Adrian Amstutz die härteste Kampagne seit Jahren: das Apfel-Wurm-Plakat. Von Roman Zeller

Als «bireweich» kommentierte die NZZ das Plakat der SVP, das seit dem Wochenende für Empörung sorgt. Abgebildet ist ein Apfel mit Schweizer Flagge, der von glänzenden Mehlwürmern in den Farben der anderen Parteien durchlöchert wird. «Sollen Linke und Nette die Schweiz zerstören?», steht darunter. Das Ganze ist eine Angriffserklärung an die Gegner im Wahlkampf. Wer aber steckt dahinter?

In Herrliberg erreicht man nur das Sekretariat. Christoph Blocher sei unterwegs und für eine Aussage unabhkömmlich, wie es auf wiederholtes Anfragen heisst. Ebenfalls nicht erreichbar sind Silvia Bär vom SVP-Generalsekretariat sowie SVP-Werber Alexander Segert. Alle drei gehören, wie Insider berichten, zum engsten Zirkel um Wahlkampfleiter Adrian Amstutz und waren an der Ausarbeitung der Plakatkampagne beteiligt.

Nur schwer, aber doch erreichbar ist SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi. Kurz angebunden, gibt er unmissverständlich zu verstehen, dass Amstutz die einzige Ansprechperson sei.

Birnen und Aprikosen

Anruf nach Sigriswil, wo Amstutz zu Hause ist. Er habe immer Zeit für ein Gespräch, sagt er und erklärt unzweideutig: «Ich bin der Wahlkampfleiter, also trage ich die Verantwortung – Punkt!» Details wolle er nicht verraten, um dann auf die Frage, was die Initialzündung für den Apfel und die Würmer gewesen sei, in einen Redefluss zu geraten.

«Das ganze Versteckspiel», beginnt Amstutz, sei unglaublich; er meine die Mitte-links-Mehrheit in Bundesbern und nennt drei Gründe, die gesamthaft zum Wahlkampfplakat geführt hätten: der Migrationspakt, der Rahmenvertrag und die Kohäsionsmilliarde. Dem Volk werde unreiner Wein eingeschenkt, sagt er. Der Migrationspakt sei nur wegen der SVP auf Eis gelegt worden. Es sei darum gegangen, ein Wahlkampfthema zu verhindern. Das Volk werde dadurch hinters Licht geführt. Rhetorisch fragt er: «Müsste darüber nicht jetzt, vor den Wahlen, entschieden werden? Alle werden sie nach den Wahlen zustimmen.»

Gleiches gelte für den EU-Rahmenvertrag, den wiederum «alle ausser der SVP» im Prinzip befürworteten, wobei der Entscheid darüber weitmöglichst hinausgezögert werde –



«Nach den Wahlen werden sie alle zustimmen»: Nationalrat Amstutz.

«auf nach den Wahlen». Amstutz echauffiert sich ob der Heuchelei der SP, die «herumeiere» und zusammen mit den Gewerkschaften «wegen des zwar wichtigen Details der Acht-Tage-Regelung» ein «Riesenbüro» aufmache. Dabei gehe es um viel mehr: «Die SP will in die EU, so steht's im Parteiprogramm.» Und die «Handlanger der Economicsuisse-Abzocker-Manager in der FDP und der CVP» wollten dies auch, stünden aber aus Angst vor Wählerverlusten nicht offen dazu. Das Symbolbild des Plakats sei deshalb treffend, weil die Anbindung an die EU die Schweiz zerstöre und ihre einzigartige Demokratie auf diese Art aushöhle.

Amstutz kann gerade noch den Satz beenden, da klingelt die Haustürglocke. «Einen Moment, bitte», sagt er. Er muss seiner Frau die Tür aufmachen, bevor er mit dem Stichwort «Rechts blinken, links abbiegen» und der Kohäsionsmilliarde weiterfährt. Dass darüber erst in der Dezembersession und nicht, wie geplant, im September debattiert werde, wie es die Aussenpolitische Kommission des Nationalrates am 13. August beschloss, sei untragbar. Das Volk werde an der Nase herumgeführt. Mit diesem «hinterhältigen Hinauszögern» sei «der Zapfen ab», und man habe sich für das Sujet Apfel und Würmer entschieden.

Wer war an der Ausarbeitung beteiligt? «Verschiedene.» Parteipräsident Albert Rösti? «Er

steht hinter dem Plakat.» Warum regen sich so viele SVP-Mitglieder über die Kampagne auf? «Das war gäng so, nicht alle können dem Mediendruck standhalten.» Gab es alternative Illustrationen? «Ja, Birnen und Aprikosen», witzelt Amstutz und lacht.

Ekel statt Angst

Die Kampagne, die er verantwortet, ist die härteste seit Jahren. Nachdem die SVP zuletzt, vor allem im Abstimmungskampf um die Selbstbestimmungsinitiative, auf eher leise Töne gesetzt hat, schaltet sie nun voll auf Angriff. Geht diese Strategie auf?

Gerade das Sujet irritiere ihn, meint der Politgeograf Michael Hermann. «Es löst vielmehr Ekel als Angst aus», was, statistisch gesehen, gerade bei rechten Wählern negative Auswirkungen habe. Zudem sei das projizierte Feindbild diffus: «Es ist nicht so klar wie einst «die Kosovaren». Eigene Landsleute eignen sich weniger als derart hartes Feindbild.»

Gleicher Meinung ist David Schärer, Werber und Operation-Libero-Vorstandsmitglied. Zwar anerkennt er, dass es der SVP abermals gelungen sei, ein Diskussionsfeld zu besetzen und Aufmerksamkeit zu generieren. Die Botschaft – gegen Linke und Nette – findet er aber «etwas dünn». Dass die SVP fast zeitgleich einen ironischen Wahlkampfplakat lanciert, sei ein «interessanter Versuch», werde wohl aber vom «widerlichen» Apfel-Würmli-Plakat überstrahlt. Sein Fazit: «Ein bisher lauer Wahlkampf wird einfach aufgepeppt.»





Widerstand ist zwecklos.

Alle Macht dem Pandabären

WWF, Greenpeace und Pro Natura greifen mit Millionen in die Politik ein. Die Öko-Lobby torpediert Bauvorhaben, finanziert Politiker und treibt das Parlament mit Volksinitiativen vor sich her. Woher kommt der unheimliche Einfluss der Umweltverbände? *Von Florian Schwab*

Jedes Jahr eine Volksinitiative: Das scheint zurzeit das Motto der drei lautesten Umweltverbände zu sein. Auf jeden Fall feuerten sie während der letzten Wahlperiode in hoher Kadenz nicht weniger als vier grüne Volksbegehren in die politische Arena: Zersiedelungsinitiative, Konzernverantwortungsinitiative, Landschaftsinitiative, Biodiversitätsinitiative. Und es wird bereits nachgeladen: Sofern das Parlament keine Flugticketabgabe ins CO₂-Gesetz schreibt, will man dem Anliegen per Volksinitiative Beine machen.

Obwohl das Volk die Zersiedelungsinitiative vor drei Jahren mit 64 Prozent der Stimmen verworfen hat, knicken die Volksvertreter unter dem Eindruck der grünen Kanonade ein. Die Rechtskommission des Ständerates befürwortet jetzt eine Flugticketabgabe made in Switzerland. Auch die Konzernverantwortungsinitiative will der Ständerat in voraus-eilendem Gehorsam durch einen indirekten Gegenvorschlag weitgehend umsetzen.

Die Umweltverbände haben sich zu einem politischen Riesen aufgeschwungen – gleicher-

massen initiativ- wie referendumsfähig, sind sie mächtiger und schlagkräftiger als mancher Wirtschaftsverband und manche Partei. Woher kommt die unheimliche Macht von Greenpeace, WWF, Pro Natura und Co.? Die *Weltwoche* hat mit zahlreichen Verbandsvertretern, PR-Experten und Politikern gesprochen. Dabei kristallisieren sich vier Erklärungen heraus:

Erstens: Geld — Bei der finanziellen Feuerkraft stellen die Umweltverbände die Wirtschaftsverbände in den Schatten (siehe Grafik). Jede der drei führenden Öko-Organisationen gebietet über ein grösseres Jahresbudget als Economiesuisse, der finanzstärkste Wirtschaftsverband. Gemeinsam bringen es WWF Schweiz, Greenpeace Schweiz und Pro Natura auf 93 Millionen Franken im Jahr – der VCS folgt als viertgrösster Umweltverband mit einem Budget von weiteren 16 Millionen Franken. Die drei tonangebenden Schweizer Wirtschaftsdachverbände Economiesuisse, Arbeitgeberverband und Gewerbeverband kommen zusammen auf 30 Millionen und da-

mit auf weniger als einen Drittel der Summe ihrer drei grössten grünen Widersacher. Woher kommt das viele grüne Geld? Beispiel WWF: In ihrer Jahresrechnung weist die Organisation 16,4 Millionen Franken an Mitgliederbeiträgen, 8,4 Millionen Franken an Spenden und 5,8 Millionen Franken an Legaten und Erbschaften aus. 5,5 Millionen erhält sie für Dienstleistungen, darunter 1,8 Millionen Franken für Projekte zur CO₂-Kompensation. Mit 4,5 Millionen Franken schlagen Sponsoringeinnahmen und mit 3,8 Millionen Franken Vergabungen von Grossgebern und Stiftungen zu Buche. Rund 18 Millionen Franken gab der WWF letztes Jahr in der Schweiz aus, für mehr oder weniger politische Projekte, dazu gut 10 Millionen Franken für «Fundraising und Kommunikation». Auch der Staat hilft: Allein das Bundesamt für Umwelt hat im Jahr 2018 an Umweltverbände über 3,1 Millionen Franken für Finanzhilfen und Dienstleistungsaufträge ausgeschüttet. Dazu kommen Zuwendungen von Kantonen und dem Bundesamt für Energie in unbekannter Höhe.

Explizit keine Zahlungen der öffentlichen Hand nimmt Greenpeace an.

Zweitens: Steuerbefreiung — Im Wettstreit um Spenden haben die politischen Öko-Krieger gegenüber vielen anderen politischen Akteuren einen bedeutsamen Vorteil: Sie sind von der Gewinn- und Vermögenssteuer befreit. Zudem können die Spender ihre finanziellen Zuwendungen vom steuerbaren Einkommen abziehen. Angenommen, ein Gutverdiener hat eine kombinierte Einkommenssteuer von Bund, Kanton und Gemeinden in der Höhe von 35 Prozent. Spendet dieser 1000 Franken an Greenpeace, reduziert sich seine Steuerpflicht um 350 Franken. Und auch wenn am Ende des Jahres etwas davon übrigbleibt, muss die Organisation die Spende trotzdem nicht anteilig als Gewinn versteuern. Der Staat verzichtet also zweimal auf Steuererträge, die stattdessen der Umweltorganisation zugutekommen. Der Entscheid über die Steuerbefreiung obliegt den kantonalen Steuerämtern. WWF Schweiz und Greenpeace Schweiz haben ihren Steuersitz im Kanton Zürich, wo sie steuerbefreit sind. Eine staatliche Ungleichbehandlung der politischen Akteure sieht das Finanzdepartement des Kantons Zürich darin nicht. Zu einzelnen Organisationen will es sich zwar mit Verweis auf das Steuergeheimnis nicht äussern. Ein Sprecher sagt jedoch, der Einsatz für Natur und Umwelt liege «anerkanntermassen im Allgemeininteresse». Zur «Verfolgung des gemeinnützigen Zwecks» könnten somit «auch politische Mittel eingesetzt werden».

Drittens: Beschwerderecht — Rund dreissig Organisationen verfügen in der Schweiz über das Privileg, Bauvorhaben von Privaten und Behörden juristisch anfechten zu dürfen. Dies ohne persönliche Betroffenheit, allein aufgrund des Eindrucks, dass ein Projekt gegen ihr Verständnis von Umwelt- und Heimatschutz verstossen könnte. Einsprachen der Umweltverbände führen dazu, dass ein von den Behörden genehmigtes Bauvorhaben auf einen ebenso langwierigen wie teuren Rechtsweg

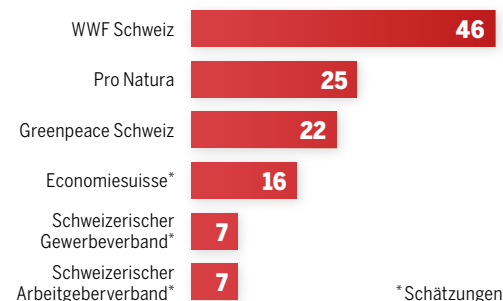
verwiesen wird. Wirtschaftsvertreter beklagen, das Verbandsbeschwerderecht komme oftmals einem Vetorecht gleich: Weil Investoren das zeitraubende Rechtsverfahren fürchten, ziehen sie ihre Gesuche zurück. Von ihrer schärfsten Waffe machen die Umweltorganisationen regen Gebrauch. Die Stiftung Landschaftsschutz Schweiz ist mit einem Jahresbudget von 3,6 Millionen Franken ein vergleichsweise kleiner Akteur. Sie alleine hat letztes Jahr schweizweit gegen 140 Bauvorhaben opponiert. Ein Beispiel für die Wirkungen des Verbandsbeschwerderechts ist der juristische Abnutzungskrieg zwischen Umweltverbänden und den Kraftwerken Oberhasli AG. Fast zwei Jahrzehnte lang bekämpften Pro Natura, Greenpeace, WWF, Aqua Viva, die Schweizerische Energie-Stiftung sowie die Stiftung Landschaftsschutz Schweiz eine Erhöhung der Staumauer an der Grimsel. Letztes Jahr wies das Bundesgericht den Fall unter positiven Vorzeichen an das Berner Verwaltungsgericht zurück. Die meisten Beschwerdeführer gaben ihren Widerstand auf. Doch Aqua Viva und die Schweizerische Greina-Stiftung ziehen den zustimmenden Entscheid des Berner Gerichts abermals nach Lausanne weiter. Auch finanziell lässt sich das Verbandsbeschwerderecht verwerten. So ist es mittlerweile an der Tagesordnung, dass die Kraftwerksbetreiber mit den Umweltverbänden millionenschwere Massnahmen vereinbaren. Mit diesen sollen angebliche negative Auswirkungen eines Projekts kompensiert werden. Mit der entgeltlichen Durchführung dieser «Kompensationsmassnahmen» werden nicht selten die Umweltverbände betraut. Zum Beispiel beim Bau des neuen Pumpspeicherkraftwerks Nant de Drance im Kanton Wallis. Hier hat ein Konsortium unter Mehrheitsbeteiligung von Alpiq und SBB Ausgleichsmassnahmen im Umfang von 22 Millionen Franken bewilligt. Das Verbandsbeschwerderecht habe sich «zum Erpressungsinstrument entwickelt», klagt ein Beteiligter.

Viertens: Sturm aufs Bundeshaus — Die Umweltverbände sind eng mit Politik und Bundesverwaltung verzahnt. Im Stiftungsrat der bereits erwähnten Stiftung Landschaftsschutz Schweiz tummeln sich fünf Bundesparlamentarier. Neben Präsident Kurt Fluri (FDP) sind dies Werner Luginbühl (BDP), Beat Jans (SP), Beat Flach (GLP) und Robert Cramer (Grüne), ergänzt von der ehemaligen freisinnigen Ständerätin Erika Forster-Vannini und dem Schwyzer Regierungsrat René Bünter (SVP). Die Stiftung von Greenpeace Schweiz präsidiert die ehemalige grüne Regierungsrätin Susanne Hochuli, den Zentralvorstand von Pro Natura Nationalrätin Ursula Schneider Schüttel (SP), welche im Jahr 2018 ihre Ratskollegin Silva Semadeni (ebenfalls SP) abgelöst hat. Der WWF ist mit dem jungen sozialdemokratischen Shootingstar aus Bern, Nadine Mass-

hardt, im Nationalrat vertreten. Bei Aqua Viva schwingt GLP-Nationalrat Thomas Weibel das Zepter. Jeweils als Vizepräsidentin amten SP-Nationalrätin Claudia Friedl (SP) bei der Schweizerischen Greina-Stiftung und Lisa Mazzone (Grüne) beim VCS. Gesamthaft sind damit mindestens elf Bundesparlamentarier direkte Interessenvertreter der Öko-Verbände. Dazu kommen noch mindestens vier Parlamentarier, die sich berufsmässig für höhere CO₂-Steuern engagieren: Bastien Girod (Grüne, South Pole), Martin Bäumle (GLP, Swisscleantech), Eric Nussbaumer (SP, AEE Suisse) und Jacques-André Maire (SP, Groupe E Greenwatt SA). Zum Vergleich die angeblich so mächtige Bauernlobby: Nur sieben Parlamentarier geben als Berufsbezeichnung «Landwirt» an. Für die Anliegen der Umweltverbände weibelt als externer Lobbyist im Bundeshaus der hemdsärmelige WWF-Mann Patrick Hofstetter. Bereits bei den eidgenössischen Wahlen 2015 unterstützten die Umweltverbände mit ihrem «Umweltrating» die nach eigener Definition «umweltfreundlichsten» Kandidaten. Die Ergebnisse verschickte der WWF unter seinem Pandabär-Signet als mehrseitige Wahlkampfbroschüre. Laut WWF kostet das Parlamentarier-Rrating die schweizweiten Verbände im Wahljahr rund 350 000 Franken. Nicht enthalten sind die Kosten für Druck und Verteilung. ○

Jahresbudgets wichtiger Verbände

In Millionen Franken



QUELLE: JAHRESRECHNUNGEN

Auch der Staat leistet Beiträge.

Weltwoche Nr. 34.19
Infografik: TNT- Graphics AG

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
vz.ch.com/merkblatt-pensionierung

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



www.vermoegenszentrum.ch



Essay

Graue Emissionen

Laut Bundesrat entfallen drei Viertel der Schweizer Umweltbelastung auf das Ausland. Diese Sichtweise stellt die weltwirtschaftliche Arbeitsteilung in Frage. Von solchen Darstellungen sollte man sich nicht beirren lassen. Von Rudolf Walser

Die Internationale Energieagentur (IEA) hat der Schweiz unlängst einmal mehr bescheinigt, dass sie beim CO₂-Ausstoss im Verhältnis zum Bruttoinlandprodukt (BIP) zu den klimaschonendsten Industrieländern zählt. Allerdings werde das positive Bild durch die sogenannten grauen CO₂-Emissionen getrübt. Die bei der Produktion und beim Transport anfallenden Emissionen der aus dem Ausland bezogenen Waren und Dienste führten dazu, dass der «Treibhausgas-Fussabdruck» der Schweiz über dem weltweiten Durchschnitt liege. Noch anklägerischer argumentiert der zuvor erschienene, umfangreiche Bericht des Bundesrates, «Umwelt Schweiz 2018». Laut diesem entstehen drei Viertel der gesamten Umweltbelastung der Schweiz im Ausland und beeinträchtigen dort das Klima, die Biodiversität und die Verfügbarkeit von Wasser.

Angesichts dieser apodiktischen Aussagen fühlt man sich im ersten Augenblick schockiert und schuldig, was vielleicht auch das Ziel der Herausgeber ist. Hat man sich vom ersten Schock erholt, kommen beim kritischen Leser Fragen auf: Wie zuverlässig und belastbar sind die zugrundeliegenden Statistiken? Wie lässt sich diese nationale Schuldzuweisung mit den herrschenden weltweiten Ordnungsprinzipien vereinbaren? Dabei interessieren vor allem das Territorialitätsprinzip und die weltwirtschaftliche Arbeitsteilung.

Schwammige statistische Basis

Die exakte Erfassung der Umweltbelastung beziehungsweise der einzelnen Fussabdrücke für Treibhausgase, Biodiversität, Wasser, Stickstoff und Material, die bei der Einfuhr von Waren und Dienstleistungen aus dem Ausland dort entstehen, ist äusserst anspruchsvoll. Sie setzt die Kenntnis sowohl der zum Teil geheimen Produktionsweisen der einzelnen Güter- und Dienstleistungskategorien nach Herkunftsländern als auch der einzelnen Transportwege voraus. Es geht dabei um ein riesiges, kaum vorstellbares Datenmaterial. Nur so liessen sich die verschiedenen Fussabdruck-Indikatoren genau und zuverlässig berechnen. Darüber erfährt man im «Umweltbericht Schweiz 2018» kaum etwas. Vom Bundesamt für Umwelt (Bafu) erhält man auf Anfrage zwar methodische Informationen, die aber selbst für einen Ökonomen kaum nachvollziehbar sind. So muss man sich

mit den gelieferten Daten wohl oder übel abfinden, auch wenn erhebliche Zweifel verbleiben.

Wirkungslose Uno-Appelle

Noch problematischer wird es, wenn man die weltweiten Ordnungsprinzipien in die Betrachtung einbezieht. Die Uno-Klimapolitik gründet seit dem Rio-Abkommen von 1992 inklusive Kioto-Protokoll von 1997 und Pariser Klimagipfel 2015 bekanntlich auf dem Territorialitätsprinzip. Mit anderen Worten sind die souveränen Staaten für die CO₂-Emissionen beziehungsweise die einzelnen Fussabdrücke auf ihrem Territorium selbst verantwortlich. Auf



Das Fussabdruck-Datenmaterial ist riesig.

dieser Grundlage haben sich die beteiligten Länder oder Ländergruppen auch zu nationalen oder regionalen CO₂-Reduktionszielen verpflichtet.

Das Konzept der Fussabdruck-Indikatoren geht im Grunde genommen jedoch davon aus, dass die Einfuhren der Schweiz praktisch aus der umweltpolitischen Wüste stammen. Man suggeriert, die Handelspartner der Schweiz – überwiegend fortschrittliche Industrieländer – würden sich nicht gross Gedanken über die Umwelt machen und sie wären auch nicht in der Lage, eine Umweltpolitik zu betreiben, die diesen Namen verdient.

Vollends kurios wird es, wenn man die Konsequenzen der «Fussabdruck-Indikatoren» für das internationale Handelssystem und damit für die weltweite Arbeitsteilung zu Ende denkt.

Wäre die Schweiz für alle konsumbezogenen Fussabdrücke im Ausland bei importierten Gütern und Dienstleistungen verantwortlich, müsste sie konsequenterweise überlegen, entweder aus der internationalen Arbeitsteilung ganz auszusteigen oder doch wenigstens die Auslandverflochtenheit erheblich zurückzuführen. Weil nach geltendem WTO-Recht eine ungleiche Behandlung von eingeführten Waren und Diensten nach Massgabe der Produktion (z. B. der CO₂-Intensität) nicht zulässig ist, bieten sich als Abhilfemassnahmen eigentlich nur die Rückkehr zur Autarkie oder wenigstens eine starke Reduktion der Einfuhren von Halb- und Fertigfabrikaten an.

Würde dieses Muster zur Regel für alle Länder, hätte dies gravierende Konsequenzen für den globalen Wohlstand. Nicht nur würden die Schwellen- und Entwicklungsländer, die nach dem bekannten Entwicklungsökonom Xavier Sala i Martín zu den grossen Gewinnern der Globalisierung zählen, darunter am stärksten leiden, sondern es ginge auch die ökologisch sinnvolle weltweite Organisation der Produktion aufgrund der unterschiedlichen Verteilung der Umweltgüter in die Brüche. Ist dies das Ziel, das die Öko-Fundamentalisten und Klimaaktivisten wollen und anstreben?

Leider steht im bundesrätlichen Bericht kaum etwas über diese Zusammenhänge. Stattdessen appelliert er an die globale Vernunft, Wirtschaft und Gesellschaft möchten doch ihre Fussabdrücke deutlich reduzieren. Wie die Erfahrung zeigt, vermögen allerdings noch so viele Uno-Tagungen, Appelle und Studien von internationalen Organisationen nicht viel zu bewirken. Entscheidend ist letztlich die Umweltpolitik von verantwortlichen Nationalstaaten, wobei diese zweckmässigerweise zwischen nationalen, grenzüberschreitenden und globalen Umweltgütern unterscheiden und entsprechend differenziert handeln.

Die Schweiz darf ob ihres ökologischen Leistungsausweises gemäss IEA ruhig ein bisschen stolz sein. Sie sollte sich vom schwammigen Konzept der «Fussabdruck-Indikatoren» nicht irremachen lassen und weiterhin eine vernünftige, unaufgeregte marktwirtschaftliche Umweltpolitik verfolgen.

Rudolf Walser war Chefökonom bei Economiesuisse und anschliessend bei Avenir Suisse tätig.

Mein Nordkorea

CVP-Nationalrat *Claude Béglé* bereiste Nordkorea und schrieb auf Twitter über «die guten Seiten des Sozialismus». In der Schweiz sorgte er damit für Empörung. Hier schildert Béglé seine Eindrücke. In Nordkorea gebe es hoffnungsvolle Anzeichen der Veränderung.

Nordkorea ist eine der letzten Hinterlassenschaften des Stalinismus. Es verströmt den Nachgeschmack eines Kommunismus, der ausser Mode gekommen und für Bürger eines Rechtsstaats schwer erträglich ist. Das Regime von Pjöngjang verkörpert so ziemlich genau das Gegenteil unseres Systems. Bei uns ist das Volk der Souverän, es steht über dem Parlament, das die Exekutive kontrollieren muss. Auch in Nordkorea gibt die Regierung vor, im Namen des Volks und für dessen Wohl zu handeln. Doch die gesamte Macht befindet sich in den Händen eines Einzigen.

Kim Jong Un ist nicht nur Präsident der Obersten Volksversammlung, der 687 Abgeordnete angehören, denen gewissermassen die Rolle der Legislative zufällt – wobei sie nicht in einer demokratischen Wahl nach unseren Vorstellungen bestimmt werden. Der Machthaber ist gleichzeitig auch Vorsteher des Komitees für Staatsangelegenheiten, dem sowohl die Regierung wie auch die mächtige Volksarmee und die Arbeiterpartei unterstehen. Ein Einziger kontrolliert alles.

Bei uns geht es um das Prinzip «Dienen und verschwinden», den Kims hingegen ist es gelungen, die erste kommunistische Dynastie zu errichten. Man darf ruhig beifügen, wie sie funktioniert: Die Menschenrechte werden mit Füßen getreten, es gibt keine individuellen Freiheiten, die omnipräsente Propaganda hat einiges mit Gehirnwäsche zu tun, und der exzessive Personenkult gehört zu einer Epoche, die anderswo längst überholt ist.

Kurzum: Zwischen der Schweiz und Nordkorea gibt es nur Unterschiede.

Damit erkläre ich mir die Reaktionen der schweizerischen Medien auf meine Reise nach Nordkorea, das eine Planwirtschaft betreibt, wie sie überall gescheitert ist. Wir begegnen einem totalitären Regime mit einem völlig legitimen Misstrauen. Was mich aber verwunderte, ist das Ausmass, das «die Affäre» angenommen hat. Und zwar, bevor ich überhaupt wieder zu Hause sein und selber Stellung beziehen konnte.

Was also hat es mit diesen Tweets auf sich? Seien wir nicht blauäugig: Hätte ich mich von Anfang an kritisch geäussert, wäre meine Reise zu einem Propagandabesuch geworden. Man hätte mir nur gezeigt, was alle zu sehen bekommen. Aber mir ging es darum, die Realität zu sehen und zu erfahren, was in Nordkorea wirklich geschieht. Deshalb musste ich das Vertrauen meiner Gastgeber gewinnen. Das habe ich versucht. Und das hat mir ermöglicht, abends allein durch die Stadt zu spazieren. Und über 700 Kilometer weit das Land zu bereisen, um seine verschiedenen Facetten zu entdecken. Ich habe keinerlei Bewunderung für das politische System zum Ausdruck gebracht. Auch nicht für den Kommunismus. Und schon gar nicht für das diktatorische Regime. Ich habe schlicht gewisse Aspekte hervorgehoben – Aspekte, die mir sympathischer als andere erschienen.

Auch in Systemen, die man verurteilen muss, gibt es interessante Dinge zu beobachten. Man kann zum Beispiel feststellen, dass Nordkorea unter dem Druck der Sanktionen eine erstaunliche Fähigkeit zur Absicherung seiner Souveränität und Unabhängigkeit

entwickelt hat. Mangel und Not sind vielfach präsent. Aber es ist den Nordkoreanern gelungen, mit den bescheidenen Mitteln, über die sie verfügen, auf eigenem Boden praktisch alle Güter herzustellen, die sie benötigen. Das hat ihnen sehr viel Arbeit abverlangt, und es setzte genauso viel Einfallsreichtum und Durchhaltevermögen voraus. Sie haben erstaunliche Anstrengungen im Hinblick auf die Entwicklung einer wissensbasierten Wirtschaft und bezüglich der permanenten Fortbildung gemacht. Diese Punkte will ich im Bericht, den ich über meine Reise veröffentlichten werde, unterstreichen.

Aber warum ausgerechnet in jenes Land reisen, das viele für «das schlimmste auf der ganzen Welt» halten? Deswegen! Weil ich der Überzeugung bin, dass sich dieses Regime verändern könnte. Es ist nicht am Boden, es befindet sich nicht in der Situation, in der sich die Sowjetunion 1990 befand. Meine Hypothese: Kim Jong Un, der seine Jugend in Bern verbracht hat, ist sich der positiven Aspekte einer fortschreitenden Öffnung bewusst. Er ist vermutlich bereits im Begriff, mit einer Hand den Übergang vorzubereiten. Mit der anderen zieht er gleichzeitig die Bremse. Er hat die Wahl.

Die Lage auf der Halbinsel ist explosiv. Es wäre eine grosse Erleichterung, wenn sich Kim zu einer Neuorientierung durchringen könnte und akzeptieren würde, einen Teil der immensen Ausgaben für die Armee und die Atombewaffnung in die wirtschaftliche Entwicklung zu investieren. Er muss sich bewegen – aber an uns ist es, ihn von der Richtigkeit dieser Entscheidung zu überzeugen. In diesem Sinne muss ein Vertrauensverhältnis geschaffen werden. Das geht nicht, indem man den Dialog verweigert. Es ist ein schwieriger Prozess im Gang, der es verdient, unterstützt zu werden. Die Schweiz kann dabei eine erstrangige Rolle spielen.

Aus dem Französischen von Jürg Altwegg

«Mir ging es darum, zu erfahren, was in Nordkorea wirklich geschieht.»





«Ich war schon immer am liebsten unterwegs»: Zirkusdirektor Breu.

Bergfahrers letzter Tusch

Wie Beat Breu das Monument der Alpen bezwang und weshalb er dem Erfolg nach dem Rücktritt hinterherfährt. Sein Traum vom eigenen Zirkus scheiterte schon nach dreizehn Tagen. Eine Begegnung zwischen Radrennbahn und Chapiteau. *Von Thomas Renggli*

Offene Rennbahn, Zürich Oerlikon. Dienstag-nachmittag. Die Sommerhitze drückt, im Innenraum werden historische Rennwagen für die jährliche Oldtimershow bereitgestellt. Beat Breu, 61, sitzt im Schatten eines Sonnenschirms und nippt an einem Glas *suure Moscht*. Zur Begrüssung hebt er sich kurz vom Metallstuhl, reicht die Hand und lacht gequält. «Schlecht», antwortet er auf die standardisierte Frage, wie es ihm gehe. Dass ihm alle Anwesenden die Hand schütteln und ihn persönlich begrüßen wollen, schmeichelt ihm trotzdem: «Lueg emal, de Beat.» Der Angesprochene weiss, was er seinen Fans schuldig ist: «Sali», ruft er zurück, «*momol*, es wird wieder aufwärtsgehen.» Beat Breu hat ein Heimspiel. Auf der offenen Rennbahn werden die Helden von früher in die Unsterblichkeit befördert.

Der Mann, der als Rennfahrer einst die Massen am Strassenrand begeisterte und mit seinen träfen Sprüchen die ganze Deutsch-

schweiz unterhielt, ist noch immer ein prominentes Mitglied der Radsportfamilie. Doch heute wirkt er gestresst. Seine Ehefrau Heidi, 65, sitzt daneben, bearbeitet den Touchscreen ihres iPad und schaut immer wieder aufs Telefon. Doch niemand ruft an.

Mit dem «Circus Beat Breu» und dem Programm «Mein Traum» wollten sie in den nächsten Monaten die Schweiz unterhalten. Nach der Premiere in Winterthur am 5. August gastierten sie bis am vergangenen Mittwoch in Herblingen bei Schaffhausen. Ab Freitag wäre Dietikon der nächste Spielort gewesen. Wäre. Breus Traum platzte bereits nach dreizehn Tagen. Nach Streitereien mit dem deutschen Zirkusunternehmer Adolf Lauenburger, der Breu Zelt, Wagen und Artisten vermittelt und vermietet hatte, sind alle Vorstellungen abgesagt. Überraschen kann der letzte Tusch nicht. Breus Projekt stand von Beginn weg auf wackeligen Füßen. Sponsoren hielten sich zurück.

Bei der Personalrekrutierung verweigerte ihm das Arbeitsamt die Bewilligung für Artisten aus Nicht-EU-Staaten. Das Veterinäramt liess die Pferde, Ponys und Kamele nicht einreisen. Erst Ende September hätten die Vierbeiner das Programm beleben können. Doch die wirtschaftliche Realität stoppt den Galopp in der Manege.

Knies Tipp

Vergangene Woche verschafften sich die Eidgenössische Zollverwaltung, die Schaffhauser Polizei und das kantonale Arbeitsinspektorat einen Überblick: Während Stunden kontrollierten sie Zirkus und Angestellte. Es ging dabei um die Einfuhr und Verzollung der Fahrzeuge und um arbeitsrechtliche Fragen. Gravierende Mängel wurden keine festgestellt. Breu spricht zwar davon, später mit einem kleineren Zelt und reduziertem Programm nochmals einen Versuch zu unternehmen. Gleichzeitig kommentiert er seine Situation frei von Illusionen: «Ein Velo-

rennen zu gewinnen, ist einfacher, als ein Zirkusprogramm auf die Beine zu stellen.»

Die Zirkusszene traute dem Quereinsteiger das ambitionöse Projekt nie zu. Breu, der im vergangenen Jahr im Circus Royal ein Bistro geführt hatte, fühlt sich von den Ämtern schikaniert und von der Konkurrenz gemobbt. Rolf Knie, der Betreiber des Winterzirkus Salto Natale, kann sich aber nicht vorstellen, dass jemand gegen Breu intrigiert: «Die grösseren Zirkusse betrachten ihn nicht als echten Konkurrenten.» Selber sei ihm Breu sehr sympathisch. Deshalb könne er ihm nur einen Tipp geben: «Lass die Finger vom Zirkus. Da braucht es echten Unternehmergeist. Wir befinden uns in der grössten Zirkuskrise der Geschichte.»

«Krise.» Bei diesem Wort fühlt sich Breu unweigerlich an die eigene Sportkarriere erinnert. Die Leidenschaft sei im Radsport eine entscheidende Qualität, und als Kletterspezialist habe er diese quasi perfektioniert. «Ja, das Leiden muss dir gegeben sein. Das kannst du nicht trainieren», sagt er und schaut von den Stehplätzen die Steilwandkurve hinunter. Die alte Rennbahn – Baujahr 1912 – ist für Breu ein symbolträchtiger Ort. Hier wurde er zwei Mal (1981 und 1989) als Tour-de-Suisse-Sieger gefeiert. Gleich nebenan – auf der Wallisellerstrasse – gewann er 1981 nach einer epischen Flucht über 240 Kilometer mit dem deutschen Henry Rinklin die Züri-Metzgete. Breu deutete auf den noch immer erkennbaren Zielstrich: «Dieses Rennen hätte ich eigentlich gar nie gewinnen können. Aber an diesem Tag lief alles perfekt.»

Traum vom Clown

Als Radrennfahrer fand Breu meistens den richtigen Tritt. Er gewann 252 Rennen und fuhr 449 Mal aufs Podest. Fünfzehn Mal trug er das goldene Leadertrikot der Tour de Suisse, den *Sagg*, wie er sagt. Von allen Schweizern kommt nur Alex Zülle auf diese Zahl. Am 20. Juli 1982 stürmte Breu im legendären Cilo-Trikot – als bisher einziger Schweizer – zum Sieg in der prestigeträchtigen Tour-de-France-Etappe auf die Alpe d'Huez. Seither trägt die Kurve 14 dieser mythischen Bergstrasse seinen Namen.

Dass Beat Breu Veloprofi wurde, war nicht immer absehbar. Zwar stammt er aus einer radsportbegeisterten Familie – sein Onkel Ernst Veaser absolvierte drei Mal die Tour de Suisse, Vater Max belegte 1950 an der Quer-WM den dritten Platz. Doch Klein Beat träumte davon, Clown zu werden. «Wenn der Zirkus auf der Kreuzbleiche gastierte, schwänzte ich mehr als einmal die Schule. Am liebsten wäre ich jeweils mitgegangen, als der Zirkus die Stadt wieder verliess.» Bei der militärischen Aushebung verstand der Offizier keinen Spass. Als Breu für die Radtruppe aspirierte, verpasste er den Kontrollschluss: «Körperlich zu schwach», hiess es. Es sollte eines der grösseren Missverständnisse in der Geschichte der Landesverteidigung sein.

Bei der Post fand Beat Breu schliesslich eine sichere Anstellung. Daneben fuhr er als Amateur Radrennen. Weil es seinem Chef zu viel war, dass der junge Berufsmann wegen seines Hobbys jede Woche an drei Nachmittagen fehlte, wurde das Arbeitsverhältnis beendet – oder unterbrochen. Breu wechselte 1979 vom gelben Velo aufs Rennrad. Nur für ein Jahr, dann wollte er zurück zur PTT. Denn Neoprofi Breu verdiente beim Rennstall Willora 600 Franken pro Monat, rund 1000 Franken weniger als Briefträger Breu.

Doch das Leben führte über eine andere Route. Der auf zwölf Monate befristete Abstecher dehnte sich auf sechzehn Jahre aus – und wurde zu einer helvetischen Erfolgsgeschichte. Beat Breu siegte als Strassenfahrer, als Biker, als Steher und im Quer-Schlamm. Mit seiner Popularität liess er alle stehen. Sein Rennen und sein Leben führten hinauf und hinunter. Neben der Strasse machte er als PR-Mann, Querfeldein-Wirt, Edelsteinhändler und Unterhalter von sich reden. In seiner Biografie aus dem Jahr 1995 heisst es: «Beat Breu siegte oft und stürzte manchmal. Mitunter fiel er auf die Nase, aber nie auf den Mund.»

Die schwierigste Etappe wartete aber nach der letzten Zieldurchfahrt auf den St. Galler: «Im Radsport bewegt man sich wie in einer Parallelwelt. Der Tagesablauf ist streng strukturiert. Du weisst auf die Minute genau, wann du essen, trinken, schlafen und arbeiten musst», sagt er heute. Im zivilen Leben fehlen diese Leitplanken: «Dann befindest du dich in der freien Wildbahn. Deshalb fällt manchem Sportler der Schritt in die zweite Karriere wohl besonders schwer», sagt Breu. In seinem Fall komplizierten unglückliche Umstände den Neustart. Das im Schweisse seines Angesichts eingefahrene Vermögen vertraute er für Immobiliengeschäfte seinem bei der Bank Leu tätigen älteren Bruder Urs an. Dieser veruntreute das Investment, ging bankrott und musste ins Gefängnis. Beat Breu verlor eine halbe Million Franken und geriet in noch grössere Nöte. Denn er wurde von der Bank als «Solidarhafter» in die Verantwortung gezogen und musste Monat für Monat 19 000 Franken zurückzahlen – insgesamt 1,5 Millionen Franken. Beat Breu schüttelt darüber noch heute den Kopf: «Ich wurde wie ein Verbrecher behandelt. Aber was hatte ich mit den Fehlern von anderen zu tun?»

Die finanzielle Schiefelage zwang Breu zu alternativen Berufsplänen. Der schlagfertige Sportler reiste als Komiker durchs Land – während sieben Jahren in insgesamt 700 Vorstel-

lungen. Heute sagt er dazu: «Ich wollte nie auf die Bühne. Einen guten Spruch im Ziel eines Radrennens zu machen, ist eine Sache. Wenn man aber Abend für Abend die Menschen unterhalten muss, steht man unter gewaltigem Druck.» Doch letztlich habe er keine andere Wahl gehabt. Denn mit einem normalen Job hätte er den Kampf gegen die Schuldenlast nie aufnehmen können. Mit seinen Geschäftsideen bediente Breu vor allem die medialen Trivialgefässe. 2001 eröffnete er in Oberbüren das Bordell «Longhorn City». Kaum ein Jahr später schrieb der *Blick* genüsslich: «Der Sex-Club macht schlapp. Und Breu hat nur noch ein finanzielles Puff.»

Glücksgefühl für einen Moment

Danach fiel er auf eine obskure Geschäftsidee des deutschen Do-it-yourself-Esoterikers Norbert Brakenwagen rein. Breu liess sich als Werbeträger für ein angebliches Wunderwasser einspannen und verkündete damals voller Überzeugung: «H₂O₃ dreht die biologische Uhr um zwanzig Jahre zurück.» Doch statt des zweiten

Frühlings und der ewigen Jugend blieben nur unerfüllte Erwartungen: «Es war alles ein leeres Versprechen. Ich habe keinen Rappen verdient.»

Aus Breus Stimme tönt eine gehörige Portion Frust – selbst an diesem sonnigen Sommerabend auf der alten Rennbahn. Wo ist die Frohnatur geblieben, die seinen Fans mit sportlichen Grosstaten und pointierten Aussagen den Kopf verdrehte und zum nationalen Kulturgut avancierte? Sie blitzt auf, wenn Beat Breu von seinem zirkusischen Traum erzählt: «Der Zirkus faszinierte mich schon immer: das Zelt, das Sägemehl, die Tiere, die

Clowns.» Für diese Idee hat er sogar seinen festen Wohnsitz aufgegeben. Zusammen mit Heidi haust er in einem Wohnmobil: «Ich war schon immer am liebsten unterwegs – auch deshalb passt mir das Zirkusleben.» Nach der Premiere in Winterthur durfte er die Huldigungen und den Applaus der Zuschauer entgegennehmen: «Das war ein ungewohntes Erlebnis für mich. Seit ich nicht mehr Radrennfahrer bin, ist nie mehr jemand aufgestanden für mich», erzählt Breu gerührt. Das Glücksgefühl sollte aber eine Momentaufnahme bleiben. Dies ahnte er schon damals.

Sein Leben sei halt schon immer ein Zirkus gewesen, antwortete er auf die Frage nach der geschäftlichen Legitimation für sein Projekt. Dies genügte nicht. Das Finale seiner Zirkusgeschichte fand ohne Standing Ovation statt. Als der letzte Vorhang fiel, waren Beat und Heidi Breu ganz alleine im Zelt. ○



«Das Leiden muss dir gegeben sein»: Breu, 1982.



Der Pfad ist vorgezeichnet, das Ziel unklar: Proteste in Hongkong.

Falsches Drehbuch

Die Dialektik des Protests in Hongkong führt zwangsläufig zu einer Konfrontation mit der chinesischen Zentralmacht. Damit setzen die Demonstranten die Zukunft einer ganzen Stadt aufs Spiel. *Von Dominic Green*

Wie nennt man ein internationales Drehkreuz ohne Flughafen? Hongkong in der vergangenen Woche. Keine andere Metropole kann diesen irrwitzigen Status beanspruchen, denn ohne Flughafen ist ein internationales Drehkreuz nicht überlebensfähig. Dass dies auch für Hongkong galt und der Flughafen von der Bereitschaftspolizei wieder geöffnet wurde, zeigt nur, wie fortgeschritten die Krise in Hongkong ist und wie nahe eine der grössten Metropolen der Welt am Abgrund steht.

Zwischen Freitag, dem 9. August, und Dienstag, dem 13. August, besetzte ein riesiger Flashmob einen der verkehrsreichsten Flughäfen der Welt. Am vierten Tag (Montag, 12. August) sah sich die Flughafenbehörde gezwungen, sämtliche Abflüge zu streichen. Am fünften Tag (Dienstag, 13. August) trieben Polizisten die Demonstranten mit Schlagstöcken und Pfefferspray aus dem Terminal.

In ihrer Dynamik ähnelten die Flughafenproteste den Demonstrationen, die in den vorangegangenen zehn Wochen in Hongkong stattgefunden hatten. Die Demonstranten scharen sich um Symbole – die amerikanische Fahne, eine Augenklappe, die aus Solidarität mit einer von einem Polizisten verletzten Kundgebungsteilnehmerin getragen wurde, die Talisman-Parole «Demokratie» –, aber sie haben keine Anführer und auch keine kohärenten Forderungen, abgesehen von der nach grösseren wirtschaftlichen Entfaltungsmöglichkeiten. Sie kommunizieren via Facebook, in einem lokalen Online-Forum

namens Lihkg.com und in verschlüsselten sozialen Netzwerken wie Telegram, wo sie über Taktiken und Ziele diskutieren, um sich dann auf einen Aktionsplan zu einigen. Sie fordern, abgesehen von der Rücknahme des Auslieferungsgesetzes, mehr Demokratie und weniger chinesischen Einfluss in Hongkong sowie billigere Wohnungen und mehr wirtschaftliche Chancen.

Gewaltlosigkeit ist ein Feigenblatt

Die Demonstranten und viele westliche Medien bezeichnen die Proteste als friedlich, aber diese «friedlichen Proteste» haben zur Erstürmung des Legislativrats geführt, des Symbols Hongkonger Rechtsstaatlichkeit, zu Angriffen auf

Passiver Widerstand funktioniert nur, wenn die Behörden sich an die liberalen Gesetze halten.

Menschen, die die Proteste öffentlich kritisieren, und zum Einsatz von Laserpistolen gegen Polizisten. Mehrere Zwischenfälle wurden gefilmt und werden von den Demonstranten und den chinesischen Staatsmedien gleichermassen instrumentalisiert.

Diese «friedlichen» Proteste sind, psychologisch gesehen, eine passiv-aggressive Form politischer Gewalt. Ihre Friedfertigkeit enthält die Drohung einer massenhaften Störung der öffentlichen Ordnung, und die Dialektik des

Protests führt zwangsläufig zu einer Konfrontation mit dem Staat, die früher oder später eine repressive Antwort auslösen muss. Immer deutlicher wird, dass die Taktik der Demonstranten nicht zu wirtschaftlichen und politischen Konzessionen führen wird, sondern zu Gewalt auf beiden Seiten und zu einer langfristigen Schädigung der Hongkonger Wirtschaft.

Die Demonstranten folgen einem veraltetem westlichen Drehbuch, das weniger von Tiananmen und mehr von Tolstoi hat – Tolstoi, der Thoreaus «zivilen Ungehorsam» bewunderte und Gandhis «Gewaltlosigkeit» beeinflusste. Diese Strategie ist euphemistisch und illusionär. Floskeln wie «Gewaltlosigkeit» und «passiver Widerstand» sind Feigenblätter in einer Situation, in der die gewaltsame Konfrontation gesucht wird, denn es ist weder «passiv» noch «Widerstand», einen Flughafen zu besetzen oder ein Parlament zu belagern. Die Vorstellung – von Adin Ballou und Henry David Thoreau bis zu Mahatma Gandhi und Martin Luther King – besteht darin, eine Konfrontation mit dem Staat zu suchen und auf diese Weise das Unrechtssystem zu entlarven. Aber Hongkong taugt nicht für dieses Spiel, und nicht nur nicht, weil dort kein Unrechtssystem herrscht.

Passiver Widerstand funktioniert aber nur, wenn die Behörden sich an die liberalen Gesetze halten. Die Parole «Schämt euch!» funktioniert nur, wenn eine Regierung sich beschämen lässt. Gandhi beschämte die Briten in Südafrika mit seiner Forderung, sie sollten, wenn sie wirklich



liberal und gerecht seien, ihn und seine indischen Mitbürger als Gleiche behandeln, statt sie mit den Schwarzen, die Gandhi verachtete, in einen Topf zu werfen. In Namibia verübten die Deutschen derweil, von keinem liberalen Gewissen belastet, Völkermord an der einheimischen Bevölkerung.

Die Hongkonger Behörden haben im Angesicht des Chaos eindrucksvoll Geduld bewiesen, aber die Besetzung des Flughafens liess ihnen keine andere Wahl. In Hongkong, das Trinkwasser und Lebensmittel importiert, ist der Flughafen eine Schlüsselinstitution, genau wie der Legislativrat, die HSBC, das chinesische Verbindungsbüro oder die Fluggesellschaft Cathay Pacific, deren Aktienkurs während der Flughafenproteste in den Keller ging und Rupert Hogg, den Chef des Unternehmens, mit sich riss. Hongkong ist ein liberaler Stadtstaat, weil er funktioniert: Sein eigentlicher Daseinszweck ist ein an westlichen Massstäben orientiertes Geschäftsleben.

Keine Festlandregierung hat je behauptet, liberal zu sein. Alle Festlandregierungen haben als Imperien funktioniert. Die gegenwärtige chinesische Regierung toleriert jedoch das liberale System, das die Briten kurz vor ihrem Rückzug 1997 noch rasch installierten. Zugegeben, Peking hat klargestellt, dass Hongkong nach dem Auslaufen der vertraglich garantierten Formel «Ein Land, zwei Systeme» im Jahr 2047 in die Region Guangdong eingegliedert wird. Die wirtschaftliche Grundlage wurde bereits gelegt und auch der politische Weg dorthin. Im Februar veröffentlichte die chinesische Regierung Entwicklungspläne für den Grossraum Guangdong–Hongkong–Macau. Vorgesehen ist, neun Städte auf dem Festland mit den beiden Sonderverwaltungszone Hongkong und Macau zusammenzulegen und auf diese Weise ein High-tech-Zentrum für Forschung, Entwicklung und Produktion zu schaffen – vergleichbar mit der

San Francisco Bay Area auf der anderen Seite des Pazifiks.

In diesem Plan wird anerkannt, dass Hongkong ein «internationales Finanz-, Verkehrs- und Handelszentrum sowie ein internationaler Luftverkehrsknotenpunkt» ist, dass die Hongkonger Geschäftswelt «stark international ausgerichtet ist und auf Rechtsstaatlichkeit gründet» und Hongkong zudem in ein «globales Geschäftsnetzwerk eingebunden ist und eine der freiesten Volkswirtschaften der Welt» ist. Peking verpflichtet sich überdies, «den langfristigen Wohlstand und die Stabilität Hongkongs zu sichern» und «das Prinzip «Ein Land, zwei Systeme», unter dem das Volk von Hongkong sich regiert, vollständig und getreu zu implementieren».

Blutbad vermeiden

Der politische Pfad ist vorgezeichnet, das politische Ziel aber keineswegs klar. Laut Entwicklungsplan sollen «Xi Jinpings Gedanken zum Sozialismus chinesischer Prägung für ein neues Zeitalter im Geiste des 19. Parteitags der Kommunistischen Partei Chinas vollständig umgesetzt» werden. Was das heute bedeutet, geschweige denn 2047, ist völlig unklar. Einstweilen zumindest sind das liberale System und die Rechtsstaatlichkeit Hongkongs Pluspunkte in Pekings regionalen und globalen Plänen. Der anvisierte Grossraum soll «eine engere Zusammenarbeit zwischen dem Festland und den beiden Sonderverwaltungszone befördern und auf diese Weise mehr Gelegenheiten schaffen für die sozioökonomische Entwicklung der beiden Sonderverwaltungszone sowie für die Bürger von Hongkong und Macau, die sich auf dem Festland beruflich weiterentwickeln wollen». Festlandchinesen werden wohlgerne nicht ermuntert, massenhaft in die Sonderverwaltungszone zu ziehen und Hongkong damit zu destabilisieren.

Die einzige Massenbewegung von Festlandchinesen nach Hongkong, die denkbar erscheint, ist der Einsatz der Volksbefreiungsarmee. Peking will ein Blutbad vermeiden und hat Hongkong über Wochen zu einer Politik der Eindämmung angehalten. Nach der Konfrontation am Flughafen wurden in Shenzhen, vor den Toren von Hongkong, Einheiten der Bereitschaftspolizei und der Volksbefreiungsarmee zusammengezogen. Die Demonstranten in Hongkong folgen nicht nur dem falschen Drehbuch, sie beschwören ein böses Ende herauf. Wenn sie das Drama des «Panzermanns» haben wollen, werden sie ihn vielleicht bekommen. Aber zuvor werden sie die Panzer bekommen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Dominic Green ist Redaktor des *Spectator USA* und Fellow der Royal Society of History. Dies ist die längere Version eines Artikels, der im *Spectator* erschienen ist.

Meisterwerk



Masse als Schutzschild

Gewaltfreie Proteste sind en vogue. Sie wirken sympathisch. Und sie sind doppelt so erfolgreich wie Gewaltrevolten. Doch hinter Blumen, Regenschirmen und Pappschildern versteckt sich oft mehr als eine geballte Faust. Neue Formen subversiver Gewalt fordern die Gesellschaft heraus. *Von Urs Gehriger*

Ob weisse Nelken in Gewehrläufen. Ob ein mit kindlicher Schrift gepinseltes Plakataufruf zum «Skolstrejk». Ob Fahnen, Trillerpfeifen oder Pfannendeckel. Wer sich gegen einen übermächtigen Gegner erhebt, tut dies vorzugsweise mit Symbolen, die durch ihre harmlose Erscheinung einen friedlichen Charakter ausdrücken sollen. Der herausgeforderte Machtapparat ist physisch tausendfach überlegen, doch nützt ihm das wenig. Zeigt Goliath die Fratze der Gewalt, ist David der moralische Sieger, lautet das Kalkül.

Aber sind gewaltlose Aufstände auch effektiv? Die bekannten Umstürze, der Sturm auf die Bastille, die Revolutionen in Russland und China, die den Untergang der Romanows respektive das Ende des zweitausendjährigen Kaiserreichs einleiteten, verliefen brutal und blutig, physische Gewalt garantierte letztlich ihren Erfolg. Je mächtiger der Gegner, desto gewalttätiger muss der Aufstand sein, das scheint uns die Geschichte zu lehren.

«Stimmt nicht», sagt US-Politologin Erica Chenoweth, Professorin an der Harvard Kennedy School. Gewaltfreie Aufstände seien mehr als «doppelt so erfolgreich» wie gewalttätige. Von Iran über Burma, von den Philippinen bis zu den Palästinensergebieten hat Chenoweth mit ihrer Kollegin Maria J. Stephan sämtliche 323 Revolutionen und Aufstände untersucht, die sich zwischen 1900 und 2006 ereigneten und die den Sturz einer Regierung zum Ziel hatten. Offenbar steigt die Erfolgskurve des gewaltlosen Widerstands in jüngster Zeit sogar steil an. Gemäss ihrer Studie mit dem Titel «Warum ziviler Widerstand funktioniert»* waren in den Jahren 2000 bis 2006 gewaltfreie Aufstände sogar fünf Mal erfolgreicher als bewaffnete Aufstände.

Zerbrechliches Drahtgerippe

Ob Frauenstreik, Ökoprottest oder Regierungsturz – «gewaltfrei» ist en vogue. Auch in Hongkong schien man sich im Sommer 2014 auf eine gewaltlose Strategie einzuschwören – mit einem Meer aus Regenschirmen. Auch damals richtete sich der Protest gegen



Effektiv: Sanfter Revolutionär Gandhi.

Peking. Künftig sollten sämtliche Kandidaten für den Posten des Hongkonger Verwaltungschefs von einem in Peking gebildeten Komitee vorselektioniert werden. Die Hongkonger protestierten gegen diese Bevormundung. Als die Polizei Pfefferspray einsetzte, schützten sie sich mit Regenschirmen. Zerbrechliches Drahtgerippe, dünnes Tuch – harmlos sah das aus. Und das war die gesamte Regenschirm-Bewegung letztlich auch. Obwohl sich bis zu 100 000 Personen am Protest beteiligten, endete er ohne politische Zugeständnisse der Regierung.

Anders die Bilder jetzt: verwüstete Büros, Brandbomben, Verletzte. Offenbar erinnern sich die Rädelführer des Sprichwortes «Don't take a knife to a gunfight» (Pack nicht das Messer ein, wenn du zu einer Schiesserei gehst). Und offenbar bezwecken sie, mit subversiver Gewalt eine gewalttätige Reaktion der Staatsgewalt zu provozieren, die sich dann vor den Augen der Welt als rabiat und repressiv «entblößen» würde.

Es ist eine Taktik, die man bei sogenannten «gewaltlosen» Protesten rund um die Welt beobachtet. Die Mittel der Proteste scheinen harmlos zu sein. Die Folgen sind es nicht. Farbanschläge verursachen Schäden in Millionenhöhe. Der Einsatz von Laserpointern gegen Polizisten, Piloten und Ambulanzen birgt die Gefahr massiver Augenschäden, gar Blindheit. Oder das jüngste Beispiel aus den USA: Wasseranschläge auf die Polizei. Beamte

werden mit Wasserpistolen, Schläuchen und Eimern nass gespritzt. Es gibt weder Tote noch Verletzte, doch die Betroffenen und die Institution als Ganze wird erniedrigt. Klitschnass ziehen die Polizisten unter triumphalem Gejohle der Hooligans von dannen, die Filmclips der Attacken werden für ein Millionenpublikum online gestellt.

Torten, Bier, Eier und Tomaten – das Arsenal «gewaltloser» Kampfmittel ist grenzenlos. Gewerkschaften verfolgen die Taktik des «peaceful picketing». Es handelt sich um Streikposten, die – angeblich ohne Gewalt und ohne physische Behinderung – den Zugang zu Geländen oder Gebäuden erschweren oder blockieren sollen. In Wirklichkeit erfüllen Sitz-

streiks ebenso wie Wasser- oder Fressalien-attacken den Tatbestand der Nötigung: Dritte werden durch Drohung oder Beschränkung der Handlungsfreiheit genötigt, «etwas zu tun, zu unterlassen oder zu dulden». (Schweizerisches Strafgesetzbuch, Art. 181)

Der Mob diktiert

Um einer Mehrheit den eigenen Willen aufzunötigen, reicht bereits die diffuse Androhung von Gewalt. Wie 2017, als die Uni Zürich eine Rede des ehemaligen CIA-Chefs General David Petraeus absagte, nachdem eine Gruppe linker Studenten gedroht hatte, den Anlass zu stören. «Der Mob bestimmt, wer reden darf», titelte damals die NZZ.

Wo hört der friedliche Protest auf, wo beginnt die Gewalt? Längst sind die Grenzen verschwommen. Gewalttätige Agitatoren profitieren davon und sorgen dafür, dass die Grauzone wächst. Meistens sind sie zahlenmässig in der Minderheit, ihre nominelle Kraft ist gering. Sie nutzen die friedliche Masse als Schutzschild und instrumentalisieren sie für die eigene Agenda. Auch in Hongkong, wo letztes Wochenende wieder eine Million Menschen – offenkundig friedlich – demonstrierten.

Erica Chenoweth, Maria J. Stephan:
Why Civil Resistance Works: The Strategic Logic
of Nonviolent Conflict. Columbia University Press, 2011

Grönland for sale

Von Hansrudolf Kamer — In bester amerikanischer Tradition soll Präsident Trump erwägen, Grönland zu kaufen. Ernst gemeint ist aber die Abwehr chinesischer Etablierungsversuche.



Als bekannt wurde, dass Präsident Trump mit Beratern einen Kauf Grönlands diskutierte, war in Dänemark nur Spott und Hohn zu hören. Einzig die neue Ministerprä-

sentin Mette Frederiksen stellte richtig fest, Grönland gehöre den Grönländern – Kalaallit Nunaat sei für die Kalaallit.

Man kann es dem kleinen Königreich am Öresund nicht verargen, dass es mit Trumps Vorstellung Mühe bekundet. Die grösste Insel der Welt macht 98 Prozent des dänischen Territoriums aus. Ohne die eisbedeckte Masse, die geologisch zu Amerika gehört, könnten die Dänen in der Arktis nicht mehr mitreden – die alte Kolonial- und Handelsmacht schrumpfte gewissermassen auf Lego-Format.

Die Amerikaner haben sich im Zweiten Weltkrieg auf Grönland etabliert, als Dänemark von Nazideutschland besetzt wurde. Sie errichteten insgesamt siebzehn Einrichtungen, darunter grosse Luftwaffenstützpunkte und ein Militärspital. Im Kalten Krieg waren die Flugplätze Basis für die strategische Bomberflotte und für Aufklärungsflüge über die Sowjetunion. In Thule sind noch heute Radaranlagen für das Raketenfrühwarnsystem aktiv, und die Installationen werden auch vom US-Weltraumkommando benützt.

Das Sternenbanner flatterte neben dem Dannebrog auf allen diesen arktischen Ausenposten. Die Dänen sind aber auch sonst schlecht beraten, sich über Trump lustig zu machen. Es gibt seit Jahrzehnten Unabhängigkeitsbestrebungen auf Grönland, und Kopenhagen brauchte lange, bis es diese begriff und ernst nahm. Die Kolonie wurde 1953 gleichberechtigter Teil des Königreichs. Der Beitritt Dänemarks zur EWG 1973 erfolgte nach einer Volksabstimmung, bei der eine grössere Mehrheit der Grönländer dagegen gestimmt hatte.

Die Abnabelung von Dänemark ging weiter. 1979 erreichte die Insel den Autonomiestatus. Die erste und euroskeptische Regierung beschloss ein Referendum über die Mitgliedschaft in der EG, was zum Austritt führte. 1985 wurde der «Gröxit» mit dem Grönlandvertrag besiegelt. Dennoch wird gemäss imperialem Selbstverständnis der EU die Insel immer noch unter den überseeischen Gebieten aufgeführt.

Das könnte sich 2021 ändern, am 300. Jahrestag der Ankunft des dänisch-norwegischen Pfarrers Hans Egede, der die Christianisierung der Inuit (Eskimos) begann. Es gibt Bestrebungen, die vollständige Unabhängigkeit Grönlands von Dänemark zu diesem Zeitpunkt durchzusetzen. Alle Parteien der Insel sind sich über das Ziel einig.

Trumps Golfplätze

Allerdings würden dann die finanziellen Zuschüsse aus Dänemark hinfällig, die immer noch die Hälfte der Ausgaben des grönländischen Haushalts ausmachen. Ausländische Investitionen müssen her. «We're open for business, not for sale», hiess es im Aussenministerium in der Hauptstadt Nuuk, die früher Godthåb hiess. Gleichzeitig wurden die Vorzüge der Insel angepriesen: reich an Bodenschätzen, das klarste Wasser und Eis weit und breit, reiche Fischbestände, Seafood aller Art, erneuerbare Energien und Abenteuer-Tourismus.

Wenn Grönland wieder grün wird, ist Träumen erlaubt. Der Regierungschef der Insel war 2017 nach Peking geflogen und hatte sich bei staatlichen chinesischen Banken erkundigt, ob Interesse an der Finanzierung von grösseren Flugplätzen bestehe. Auch sonst hapert es an der Infrastruktur. Und dann kamen Trump und das Pentagon ins Spiel. Auf amerikani-

schen Druck hin wird nun Dänemark in die Lücke springen. Die Chinesen haben vorerst das Nachsehen.

Laut dem *Wall Street Journal*, das die Story publik machte, hatte sich das amerikanische Aussenministerium bereits 1867 für den Kauf Grönlands und Islands interessiert. Roosevelt erklärte 1940 nach der Besetzung Dänemarks durch Hitlers Truppen, Grönland gehöre zum amerikanischen Kontinent. Nach dem Krieg bot Präsident Truman Dänemark 100 Millionen Dollar für die Eisinsel.

Das Shopping hat Tradition. Während die Habsburger heirateten, kauften die Amerikaner: Louisiana von Frankreich, Florida von Spanien, Alaska von Russland, Teile von New Mexico und Arizona von Mexiko und die Virgin Islands von Dänemark. Das waren rentable Akquisitionen. Im Übrigen hatten die Überlegungen im 19. Jahrhundert bezüglich Grönlands und Islands den Zweck, Kanada einzukreisen und es zum Beitritt zu den USA zu motivieren.

Der Erwerb grösserer Territorien durch Staaten ist inzwischen ausser Mode gekommen. Die Frage findet aber akademisches Interesse. In einer bemerkenswerten Studie argumentieren die Rechtsprofessoren Joseph Blocher und Mitu Gulati, dass es viele Regionen auf der Welt gebe, die in falschen Nationen beheimatet seien. Ein Markt für den Kauf und Verkauf solcher Gebiete könnte dem Abhilfe schaffen.

Amerika hat wohl nicht die Absicht, sich Grönland demnächst einzuverleiben. Das ist auch nicht nötig. Für das «Branding» – Trump Greenland – würde der Bau einiger Golfplätze genügen. Es gibt erst einen – den 9-Loch-Course von Nuuk. Er ist ziemlich sanierungsbedürftig.



Das klarste Wasser weit und breit: Grönland.



Zepter der moralischen Korrektheit: Politikerin Schiappa.

Macrons Matrone

Mit zwanzig Tweets pro Tag terrorisiert Frankreichs Gleichheitsministerin die Öffentlichkeit und ihre Kollegen im Kabinett. Den Kampf gegen den Sexismus führt sie als gesellschaftspolitische Avantgardistin. Sie selbst bezeichnet Marlène Schiappa als «sapiosexuell». *Von Jürg Altwegg*

Auch in den Ferien kann Marlène Schiappa, 36, das Twittern nicht lassen. Nach dem Tod von Jeffrey Epstein forderte die Ministerin für die Gleichheit von Mann und Frau umgehend eine Untersuchung in Frankreich – bis ihr die im Kabinett für die Justiz zuständige Kollegin ebenso öffentlich klarmachte: Es sei nicht an der Regierung, Strafverfahren zu eröffnen.

Als im Juli Umweltminister François de Rugy wegen eines Hummer-Dinners mit einem Wein zum Flaschenpreis von 500 Euro zurücktreten musste, kommentierte die Kollegin: «Bei uns im Ministerium gibt es chinesische Nudeln für € 1,73 und Leitungswasser.» Bevor sie in die Ferien abreiste, nahm sie sich der Zimmermädchen in den Pariser Hotels an, deren Streiks und Demos einigen Wirbel verursacht hatten.

Während der Tour de France wollte Schiappa die Ehrendamen bei der Siegerehrung abschaffen. Für die Frauen forderte sie bei der Fussball-WM höhere Löhne. Während des Festivals von Cannes hatte sie die Verleihung einer Ehrenpalme an Alain Delon gerüffelt. Nach der Ermordung einer Frau durch den Partner – man nennt das inzwischen einen «Feminizid» – kündigte sie «Generalstände zur Gewalt gegen Frauen» an. Genauso schnell hatte sie im

Sog von #MeToo ein Gesetz gegen die sexuelle Belästigung durchgesetzt: «Wer den Busen einer Frau berührt, riskiert fünf Jahre Gefängnis und eine Geldstrafe bis 75 000 Euro.» Vom Voyeurismus bis zur Vergewaltigung definiert es die Verbrechen neu.

Seit Marlène Schiappa Ministerin ist, hat sie auch sechs Bücher veröffentlicht. Sie tragen Titel wie «La culture du viol» (Die Kultur der Vergewaltigung), «Une & indivisible» (Eine und unteilbar) oder auch – in Anspielung auf Simone de Beauvoirs Klassiker – «Le deuxième sexe de la démocratie» (Das zweite Geschlecht der Demokratie).

Vor ihrem Senkrechtstart in der Politik schrieb sie Ratgeber zur Emanzipation der Frauen und unter dem Pseudonym Marie Minelli auch ein paar erotische Romane: «Les filles bien n'avalent pas» (Brave Mädchen schlucken nicht). In deutscher Übersetzung gibt es von ihr «Wer braucht schon Schlaf»: Die junge Morgane träumt von Ex-Premierminister Alain Juppé als Sexsymbol.

Autobiografisch an diesem Roman ist die Tatsache, dass auch die Autorin mit vier Stunden Schlaf auskommt. Sie erklärt damit ihre Produktivität. Eine weitere Ähnlichkeit verriet sie

dem *Journal du Dimanche*: Sie outete sich als «Sapiosexuelle». Bei den Sapiosexuellen sorgt die Intelligenz für die Erregung, als Vorspiel pflegen sie den philosophischen Disput. Der Fachwelt war der Begriff offensichtlich geläufig. Die bekanntlich ebenso frivolen wie intellektuellen Franzosen zelebrieren ihn bereits als Wort des Jahres und frönen der Erotik des Wissens und der Weisheit als neuer Mode. In der Welt der Sapiosexuellen darf die Frau Sexsymbol bleiben, kokett und korrekt zugleich.

Schiappas Vater ist Trotzkiist und hat als Historiker über den Revolutionär Babeuf geschrieben. Von ihrem dreizehnten Lebensjahr an wohnte Marlène bei ihm. Jean-Marc Schiappa war ein notorischer Schürzenjäger. Er unterstützt den linksextremen Macron-Rivalen Jean-Luc Mélenchon und scheut sich nicht, die Marx-Zitate der Tochter auf Twitter zu korrigieren. Das hindert sie keineswegs an der Pflege guter Beziehungen. In den Ferien finden alle in einem Haus in Korsika zusammen. Jedes Essen, so hat Tochter Schiappa *Paris Match* erzählt, münde in einen politischen Streit, bei dem manchmal nicht nur die Wortfetzen fliegen.

Die Herkunft aus einer «sehr armen Familie in einer Cité am Boulevard périphérique», der

Pariser Umfahrungsautobahn, ist Teil ihrer Legende. Das Storytelling hat sie an der Universität gelernt: Nach dem Abbruch des Geografiestudiums sattelte sie auf Kommunikationswissenschaften um. Während ihrer Tätigkeit in einer führenden Werbeagentur wurde ihr Blog «Mama travaille» (Mama arbeitet) zum gesellschaftlichen Phänomen. Der sozialistische Stadtpräsident von Le Mans vernahm davon dank eines Artikels in der Frauenzeitschrift *Elle*. Er holte sie in die Politik und stellte sie Emmanuel Macron vor. Ihm gab sie bei der ersten Begegnung ein Buch mit folgenden Worten mit: «Für Brigitte.» Bei den Wahlmeetings elektrisierte sie die Massen. Ihr Mann kündigte seine Stelle und kümmerte sich um die zwei Kinder. Nach einer vorübergehenden Trennung fand das Paar wieder zusammen. Als «Mann im Schatten» hat sich der Gatte in einer *People*-Zeitschrift bezeichnet: «Manchmal identifiziere ich mich mit Prinz Philip.»

Vorbildlich und übereifrig

In der Regierung wurde Marlène Schiappa einem Mann – dem Premierminister – direkt unterstellt. Sie bekam ein kleines Staatssekretariat mit einem lächerlichen Budget von knapp dreissig Millionen Euro. In der Hierarchie steht sie auf Rang 23. Doch jeder Bauer, Bäcker und Briefträger, der von der offiziellen Regierungssprecherin Sibeth Ndiaye nie etwas gehört hat, kennt die Schiappa. Die Online-Publikation *Atlantico* kürte sie zur «Königin der Schlampen» – sie hat daraus ein Markenzeichen gemacht und erzählt die Geschichte in jedem zweiten Interview. Mit mindestens zwanzig Tweets pro Tag wurde sie zur einflussreichsten Ministerin Macrons.

Ihre Feuertaufe steht bevor. Am 24. Juli präsentierte sie im Kabinett ihren Gesetzesentwurf zur medizinisch assistierten Fortpflanzung. Nach der Sommerpause kommt er vors Parlament. Unter Präsident Hollande und den Sozialisten war die «Ehe für alle» eine Angelegenheit der Justizministerin. Vergeblich brachte die «Manif pour tous» im Winter 2014 Hunderttausende von Gegnern auf die Strasse. Jetzt will sie wieder auf die Barrikaden steigen und verspricht einen heissen Herbst. Vor ein paar Monaten schon hat Schiappa der Bewegung ausgerechnet in der rechten Zeitschrift *Valeurs actuelles* eine ideologische Affinität zu den Dschihadisten unterstellt.

Die Bilanz ihres Gesetzes gegen die sexuelle Belästigung fällt nach einem Jahr nicht sehr spektakulär aus. Wegen Verstössen auf der Strasse oder in öffentlichen Verkehrsmitteln

wurden 713 Bussen ausgesprochen, die meisten in der Höhe von 75 Euro – bei minderjährigen Opfern wird es teurer. Selbst radikale Feministinnen hatten bei der Einführung Vorbehalte geltend gemacht: Es treffe eh nur die muslimischen Einwanderer.

Einmütig aber wurde damals ein Verbot der Polanski-Retrospektive in der Cinémathèque française in Paris gefordert. Unisono kritisierten Schiappa und die inzwischen entlassene Kulturministerin Françoise Nyssen, «dass man einem Vergewaltiger den roten Teppich ausrollt». Sie verlangten, dass die «Werke von Frauen und Männern ohne sexuelle Vorstrafen» gezeigt würden: «Es gibt sie massenhaft.»

Das ist nach den neuen Kriterien ihres Buchs «La culture du viol» gar nicht so sicher. «Man darf bald überhaupt nichts mehr sagen», stöhnt der Medienstar Laurent Ruquier, der im Fernsehen und Radio Talkshows mit den rhetorisch begnadetsten Geistern der Republik moderiert. Von mehreren Mitarbeitern wie der Schriftstellerin Christine Angot habe er sich trennen müssen. Er erwähnt auch zwei Fussballkommentatoren, die von ihrem Sender suspendiert wurden. Sie waren auf sexistische Weise über das brasilianische Model hergefallen, das von

Neymar nach Paris eingeflogen worden war und ihn der Vergewaltigung bezichtigte: «Alle haben Angst – vor der staatlichen Medienaufsichtsbehörde (CSA) und vor den Tweets von Marlène Schiappa», die den Fall an die CSA gemeldet hatte.

Schiappas Einsatz gegen den Sexismus ist nur die Speerspitze ihres Engagements für eine Gesellschaft der Gleichheit, der «Kampf gegen die Diskriminationen» schlechthin schon im Titel ihres Staatssekretariats

festgeschrieben – Laurent Ruquiers resigniertes Fazit: «Wir leben in der Twitter-Diktatur von Marlène Schiappa.»

Man muss sich diese Diktatur als leicht totalitäre Demokratie der zweiten und dritten Geschlechter vorstellen, in der die Autorin erfolgreicher Ratgeber das Volk mit dem Zepter der moralischen Korrektheit erzieht. Es gibt für alle ein Recht auf Kinder. Die von der Sexualität befreite Fortpflanzung im Reagenzglas – ein Wahlversprechen Macrons – wird für alle Frauen zugelassen und nur die Schwangerschaft im Bauch einer Leihmutter wegen der gefürchteten Proteste der unverbesserlichen Reaktionäre auf später verschoben. Vorbildlich und übereifrig, wie Marlène Schiappa nun einmal ist, lebt sie die neue Utopie der «Sapiosexualität» gleich selber vor. ○



Inside Washington

Die Offenbarung

Die *New York Times* agitiert politisch. Eine Aufzeichnung schafft Klarheit.

«Es war ein verdammter Missgriff.» Mit diesen Worten entschuldigte sich der Chefredaktor der *New York Times*, Dean Baquet, vor seinen Mitarbeitern für eine Schlagzeile, die jüngst auf der Titelseite erschien. Sie hatte angedeutet, dass Präsident Trump nach drei Massakern zur «Geschlossenheit gegen Rassismus» aufgerufen habe.

Dem Online-Portal Slate.com wurde eine Aufzeichnung der 75-minütigen, rührseligen Newsroom-Sitzung zugespielt. *Times*-Reporter wollten wissen, ob das Blatt endlich Präsident Donald J. Trump entschlossen als rassistisch bezeichnen werde. Es herrsche nämlich, wie ein Mitarbeiter erklärte, «ein sehr beängstigender Zeitgeist».

Baquet versicherte seinen Journalisten, dass die Berichterstattung der *Times* über Trump weiterhin aggressiv und standhaft parteiisch bleiben würde. Folgend skizzierte der belagerte Chefredaktor gegenüber seinen Mitarbeitern offen die Anti-Trump-Agenda der Zeitung. «Kapitel eins der Geschichte von Donald Trump, nicht nur für unsere Redaktion, sondern auch für unsere Leser, war: Hatte Trump unangebrachte Beziehungen zu den Russen?», so der *Times*-Chef. «Wir haben unsere Redaktion darauf ausgerichtet, eine Geschichte zu erzählen, und wir haben sie wirklich gut erzählt.» Aber, so fuhr er fort, nach dem enttäuschenden Auftritt des Sonderermittlers Robert Mueller vor dem Kongress «dachten unsere Leser, die Trump weghaben wollen: «Heilige Scheisse, dieser Mueller bringt es nicht.» Baquet weiter: «Jetzt müssen wir uns neu gruppieren, um eine andere Geschichte zu verfolgen.» Diese Geschichte werde sich der Charakterisierung von Trump als «rassistisch» widmen, ohne den kruden Ausdruck zu verwenden. Stattdessen werde die Zeitung künftig genau beobachtete Details, fein nuancierte Anekdoten und «kraftvollen» Erzählstoff liefern, um das angestrebte Bild zu vermitteln. *Amy Holmes*

«Operation Goldammer»

Boris Johnson stellt die Weichen für den Brexit. Nun schlägt der *deep state* zurück. Um den Austritt aus der EU zu verhindern, setzen Politiker, Beamte, Anwälte, CEOs und Journalisten alle Hebel in Gang. Ihr neuester Sabotage-Versuch: ein Dokument, das eine Apokalypse prophezeit. Von James Delingpole

Als mein Freund Toby Young kürzlich in den USA war, schnappte er in einem Swimmingpool folgenden Dialog auf: «Wollen wir brexiten?» – «Gute Idee, wir brexiten!» Auf seine Frage, was damit gemeint sei, wurde ihm erklärt: «Man sagt, dass man gehen will – und bleibt trotzdem.»

Wie kommt es eigentlich, dass Grossbritannien drei (!) Jahre nach dem eindeutigen Brexit-Referendum noch immer in der EU ist? Die Antwort – wie uns ein Dokument, das am Wochenende an die *Sunday Times* geleakt wurde, abermals vor Augen geführt hat – lautet, dass Grossbritannien vom Deep State gekapert wurde, den Präsident Trump vermutlich als «Sumpf» bezeichnen würde.

Zum britischen Deep State, dem Staat im Staate, zählen all jene Politiker, Beamten, Wirtschaftsanwälte, CEOs, Finanziers und Journalisten, die den Brexit unbedingt verhindern wollen – obwohl sich die Mehrheit der Bevölkerung dafür ausgesprochen hat. Am vergangenen Sonntag haben sie es erneut versucht – in Form eines Dokuments mit Codename «Operation Yellowhammer» («Operation Goldammer»), das an die Presse weitergereicht wurde, mutmasslich von proeuropäischen Tory-Rebellen, angeführt von dem ehemaligen Finanzminister Philip Hammond.

«Operation Yellowhammer» sollte eine nüchterne Warnung unparteiischer Experten vor all den Katastrophen sein, die auf das Land zukommen, sollte Britannien am 31. Oktober ohne Deal aus der EU austreten. Dazu zählen: die Schaffung einer «harten» Grenze zwischen der Republik Irland und Nordirland, was zu einem Wiederaufflammen der Unruhen führen könnte; massive Verspätungen in den Fährhäfen; steigende Lebensmittelpreise; Störungen im Finanzsektor; ein Zusammenbruch der Sicherheit, da Grossbritannien keinen Zugang mehr zu den Computern von Europol haben wird; Konflikte mit ausländischen Fischerbooten über den Zugang zu den Fanggründen und so weiter.

Tatsächlich sind nur wenige dieser Szenarien auch nur annähernd plausibel. Seit nämlich der Brexiteer Boris Johnson im vergangenen Monat die «Remainerin» Theresa May als Regierungschef abgelöst hat, läuft die Maschinerie in Westminster und Whitehall auf Hochtouren, um sicherzustellen, dass der Brexit – mit oder ohne Abkommen – möglichst reibungslos vollzogen wird.



Auf Hochtouren: Premierminister Johnson.

Für die Ministerialbeamten wurde eine Urlaubssperre verhängt, die Arbeitszeit wurde verlängert, zusätzliche Millionen Pfund stehen für Notfälle bereit. Wie Michael Gove, der Brexit-Beauftragte der Regierung, twitterte: «Leaks kommentieren wir normalerweise nicht ... Yellowhammer ist ein Worst-Case-Szenario. Bedeutsame Massnahmen sind in den letzten drei Wochen ergriffen worden, um die Planung für den Brexit zu beschleunigen.»

Gove hätte ganz unbesorgt sein können. Die meisten Briten haben auf «Operation Yellowhammer» mit einem kollektiven Schul-

Nur wenige der prognostizierten Szenarien sind auch nur annähernd plausibel.

terzucken reagiert. Denn seit dem EU-Referendum hat sich die Haltung der Öffentlichkeit so weit verhärtet, dass ein No-Deal-Brexit die bevorzugte Option ist – ungeachtet möglicher Versorgungsschwierigkeiten. Und wir haben all diese Warnungen schon so oft gehört.

Kein sauberes Trinkwasser mehr?

Schon vor dem Referendum, aber auch in den folgenden drei Jahren, haben die Kräfte des Deep State immer wieder versucht, die briti-

sche Öffentlichkeit durch Panikmache zu einer «korrekten» Haltung zu Europa zu bringen. Zuerst warnten sie, dass das Land eine schwere Rezession erleben und die Arbeitslosigkeit um eine halbe Million ansteigen werde. Als diese Vorhersagen sich als haltlos erwiesen (die Beschäftigtenzahl stieg um 400 000 und erreichte eine Rekordmarke, die Wirtschaft brummte), wurde die Hysterie weiter geschürt: Für Diabetiker würde kein Insulin mehr verfügbar sein, das Land würde von einer therapieresistenten Supergonorrhö heimgesucht werden; wir würden kein sauberes Trinkwasser mehr haben, und es würde zu Versorgungsengpässen bei Lebensmitteln kommen. So wie in Äsops Fabel vom Hirtenjungen, der vor dem Wolf warnte, hörte niemand mehr zu, wenn im Rahmen des sogenannten Project Fear immer abwegigere Prognosen verkündet wurden.

Dieses Desinteresse der Öffentlichkeit hat die Entschlossenheit des Deep State nur noch gesteigert. John Bercow, der angeblich neutrale Parlamentspräsident, erklärte, er werde Boris Johnsons Pläne, einen harten Brexit durchzudrücken, notfalls am Parlament vorbei, «mit aller Kraft» bekämpfen. Guto Bebb, einer der vierzig Tory-Rebellen, die den Brexit verhindern wollen, hat erklärt, dass er lieber eine Übergangsregierung unter dem Marxisten Jeremy Corbyn sähe, als das Land den «langfristigen Schäden» eines harten Brexits auszusetzen.

Diese antidemokratischen, proeuropäischen, politisch korrekten, heimatlosen Typen gibt es nicht erst seit heute. Sie sind im System verwurzelt und torpedieren jede Politik, die ihnen allzu marktliberal, konservativ oder antieuropäisch erscheint. Doch inzwischen wendet sich der Lauf der Geschichte gegen sie. Bislang konnten sie unbemerkt ihre Machenschaften betreiben, doch nun sind sie plötzlich blossgestellt und finden sich, wütend, in der ungewohnten Position von Verlierern wieder.

Und wenn diese Leute heute so erregt herumbreteln – wie verzweifelt werden sie erst sein, wenn Grossbritannien am 31. Oktober aus der EU austritt – höchstwahrscheinlich ohne Abkommen. Hoffen wir nur, dass, wenn es tatsächlich zu Versorgungsengpässen kommen sollte, Popcorn nicht davon betroffen ist ...

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Lasst der Merkel ihren Wagner

In einem Text in der *Weltwoche* wurde Bundeskanzlerin Angela Merkel eine Nähe zu Hitler unterstellt, weil sie die Wagner-Festspiele in Bayreuth besucht. Dies ist gleich aus mehreren Gründen absurd. Von Thomas Würdehoff

Vor kurzem hat der Basler Musiker David Klein eine alte Pegida-Behauptung in der *Weltwoche* aufgefrischt, wonach Bundeskanzlerin Angela Merkel das deutsche «Volk» und seine Kultur unterpflügen wolle, indem sie die Flüchtlinge der Welt nach Deutschland lade. Kleins Text ortete die Volksvernichterin ganz nah bei Adolf Hitler, der ja in seinem «Nero-befehl» noch im März 1945 folgende Anordnung verfügte: «Wenn der Krieg verlorengeht, wird auch das deutsche Volk verloren sein. Es ist nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das deutsche Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil, es ist besser, selbst diese Dinge zu zerstören.» Die Kanzlerin erläge dem «Irrglauben», so Klein, «der deutschen Verantwortung für den millionenfachen Judenmord gerecht zu werden, indem sie Deutschland mit Migranten flute».

Inspiziert sei Hitler durch Wagners «Volkstribun» Rieni, der am Ende der gleichnamigen Oper, von Volk und Klerus verraten, seine Heimat verflucht: «Vermodre und verdorre, Rom! So will es dein entartet Volk.» Auch Angela Merkel sei längst vom Virus des Meisters aus Bayreuth befallen – schliesslich ist sie eine begeisterte und ausdauernde Besucherin der dortigen Festspiele. Merkel lasse sich selbst von der bis hin zu Winifred während der Hitler-Nähe der Wagners ihre Freude am jährlichen Besuch des Festspielhauses nicht nehmen.

Kleins Fazit ist unerbittlich: «Und wer als Kanzlerin des Landes, das Hitlers Prämisse der «Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa» mit Hingabe ausführte, nicht den Anstand hat, dem Unort Bayreuth fernzubleiben, sondern seit zwanzig Jahren in derselben «Königsloge», wo auch Stammgast Hitler seinem «Meister» huldigte, den Platz des «Führers» warm hält, darf sich nicht beklagen, mit Hitler verglichen zu werden.»

Ein, gelinde gesagt, etwas hitziges Verdikt, das die Beweggründe des jährlichen Festspielbesuchs von Angela Merkel zumindest in Teilen unterschlägt. Der Text ignoriert zudem durchweg einen Grossteil des Daseinszwecks der Bayreuther Festspiele: Es ist die Beschäftigung mit dem Werk Richard Wagners. Ob das nun im Sinne des Autors in ausreichender Form geschieht, sei dahingestellt. Dass sich seit Jahrzehnten Dirigenten, Regisseure, Sänger, Dramaturgen und Bühnenbildner immer wieder am Œuvre des Übervaters reiben, zeigt eine willkürliche Auswahl der vergangenen fünfzig

Jahre: Anja Silja, Grace Bumbry, Götz Friedrich, Pierre Boulez, Patrice Chéreau, Heiner Müller, Plácido Domingo, Daniel Barenboim, Barrie Kosky, Piotr Beczala, Astrid Varnay, Georg Solti, Birgit Nilsson, Christoph Schlingensiefel... – all diese unterschiedlich verorteten Künstler sind Beispiele für einen kritischen, gewitzten, eigenwilligen und politisch grundierten Umgang mit dem Werk Richard Wagners, das sie jeweils ohne jeden falschen Respekt vor der Erhabenheit des «Meisters» interpretierten.

Sie befanden sich gelegentlich durchaus im Clinch mit dem Wagner-Clan (legendär sind die Auseinandersetzungen zwischen Schlingensiefel und der Familie), doch die Gleichung «Merkel = Hitler» ist nicht nur politisch, historisch, charakterlich und intellektuell absurd – die letzten fünfzig Jahre und die Gegenwart der Bayreuther Festspiele sind Ausdruck der beständigen Reflexion mit dem Werk des Gründers. Keine Aufführung, selbst nicht die missglücklichste, war dem Vorwurf revisionistischer, antisemitischer Ressentiments ausgesetzt.

Kein Ort der Geschichtsklitterung

Ist es nachvollziehbar, wenn etwa der Antisemitismusforscher Matthias Küntzel die Bayreuth-Besuche der deutschen Bundeskanzlerin als «ignorant und respektlos der jüdischen Minderheit gegenüber» empfindet? Ich kann diese

Respektlosigkeit nicht erkennen, da – bei all der Unterschiedlichkeit der künstlerischen Ergebnisse – Bayreuth kein Ort der Geschichtsklitterung geblieben ist. Insbesondere die gegenwärtige Hängel-Chefin Katharina Wagner ist bemüht, junge Künstler für die Auseinandersetzung mit der Musik ihres Urgrossvaters zu gewinnen.

Wenn also im kommenden Jahr – fünfundvierzig Jahre nach dem seinerzeit sowohl skandalös umtobten wie auch legendär gefeierten «Jahrhundert-Ring» von Pierre Boulez und Patrice Chéreau – der dreissigjährige österreichische Regisseur Valentin Schwarz und der knapp vierzigjährige finnische Dirigent Pietari Inkinen als wohl jüngstes Team der Bayreuth-Geschichte den neuen «Ring» in Szene setzen, ist die Stadt am Roten Main Gott sei Dank längst zu einem Festspielort der radikalen Auseinandersetzung mit dem Werk Richard Wagners geworden. Die kruden Schriften des Festivalgründers werden nicht verdrängt, und ihrem Autor wird nicht vorbehaltlos gehuldigt. Bayreuth ist ein Ort der Auseinandersetzung geworden – «Werkstatt Bayreuth» ist nicht nur ein Slogan. Fahren Sie einfach mal hin, Herr Klein.

Thomas Würdehoff war in den 1990er Jahren Kulturchef der *Weltwoche* und während der letzten zehn Jahre Intendant der Ludwigsburger Schlossfestspiele.



Ort der Auseinandersetzung: Merkel, bayerischer Ministerpräsident Söder mit Ehefrau in Bayreuth.



Vater von Königinnen: Siegermuni Kolin mit Trainer Mändel Nussbaumer.



Ikone der Woche

Stierleben

Von Michael Bahnerth

Es ist eine Liebesgeschichte, die am Sonntag, den 25. August, gegen 17 Uhr nachmittags in der Zug-Arena, wenn der Sieger des Schlussganges des Eidgenössischen Schwing- und Älplerfestes feststeht, zu Ende gehen könnte. Es geht um die Liebe des 55-jährigen Mändel Nussbaumer zu seinem Pflegestier Kolin, dem Siegermuni, der aus der Zucht seines Bruders stammt. Seit dreieinhalb Jahren sind die beiden ein Paar, und Mändels Liebe ist so gross, dass er sich ein Porträt von Kolin auf den rechten Oberarm tätowieren liess. Ob die Liebe zu Ende geht, hängt vom neuen Schwingerkönig ab. Er kann wählen zwischen Kolin und 30 000 Franken. Nimmt er das Geld, bleiben Mändel und Kolin zusammen. Nimmt er den Stier, dann war's das.

Mändels Umgang mit dem Stier ist fürsorglicher, zärtlicher und wortreicher als die meisten Schweizer Ehen. Ob es eine Frau Nussbaumer gibt, ist nicht bekannt, vermutlich aber schon, Bauern sind verheiratet, und wenn nicht, sind sie bei «Bauer, ledig, sucht», und das hätte man im Falle von Mändel mitbekommen. So weiss man nicht, was sie zur Affäre ihres Mannes mit einem Stier sagen würde, ausser vielleicht, dass sie sich manchmal wünschte, Kolin zu sein.

Kolin wird morgens geduscht, dann darf er ein wenig flanieren. Danach wird er schön gemacht, die Hörner mit Melkfett poliert, die Haare gebürstet und mit Spray fixiert, die Klauen werden mit schwarzem Spray eingefärbt. Danach darf er sich im Spiegel betrachten, was er sehr gerne tun soll, weil Kolin ist eitel geworden. Damit er bei seinem grossen und auch einzigen Auftritt vor 55 000 Menschen und deren Geräuschpegel ruhig bleibt, wird er mit Musik unterhalten; Ländler und Pop.

Kolin ist 1,2 Tonnen schwer, frisst 20 Kilogramm Heu pro Tag und säuft 100 Liter Wasser. Kolin ist ein Braunviehstier, und vielleicht wird er der Nachfolger des legendären «Blooming ET» aus dem Waadtland, der bis zu seinem letztjährigen Abgang der Stier der Stiere war; fortpflanzungswillig, mit Supersperma und Vater von Kühen, die Königinnen der Milchproduktion wurden.

Bis jetzt hat Kolin neun Kälber gezeugt, und zwar auf die konventionelle Art, also mit einer Kuh. Wird Kolin ein Zuchtstier, darf er nur noch einen Plastikbock bespringen und in eine Gummivagina ejakulieren, was dem Stier, so sagen Züchter, aber trotzdem Spass mache. Sein Samen wird anschliessend teuer verkauft. So gesehen ist Kolin jetzt schon, was die Liebe nie war; unsterblich.

Kevin, allein zu Haus

Unlängst wurde die Anklage gegen den 60-jährigen Schauspieler und zweifachen Oscar-Preisträger Kevin Spacey fallengelassen. Das klingt gut, sogar ein wenig nach Gerechtigkeit. Trotzdem bleibt Spacey in den Augen von #MeToo-Amerika ein auf Lebzeiten schuldiger Perverser. Von Michael Bahnerth

Im Jahr 2003 übernahm Kevin Spacey die künstlerische Leitung des Old Vic Theatre in London. Er war damals auf diversen Höhepunkten seines Lebens und dachte, er könne ein wenig fliegen. Hin und wieder flog er nach Berlin und landete im grossen Theater der Stadt.

Berlin war damals noch in den letzten Tagen seiner Wild- und Ungestümheit, es war ein Labor des Lebens, noch keine Fabrik, und viele seiner Menschen schienen wie Prototypen. All die Schwaben besetzten noch nicht den Kollwitzplatz und taten so, als ob ein Umzug von Stuttgart nach Berlin etwas Grossartiges aus ihnen machen würde. Mitte war noch staubig und nicht Hochglanz, Neukölln war noch gar nicht ausser *assi* und eine Ecke, an der man ein paar mittelmässige Drogen und Döner für €1,50 kaufen konnte, und Kreuzberg war ein kleines Paradies voller Individualisten, die entweder gerade untergingen oder es erst in ein paar Jahren tun würden. Ich lebte damals ein bisschen überall und nirgends in Berlin, und vielleicht lag der Zauber dieser Jahre darin, dass man lebte; all das Geile und all das Verzweifelte manchmal am selben Tag.

Ich tippte ein wenig für Zeitungen und schrieb an einem Roman, der nicht die Kraft hatte, gegen das Leben draussen zu bestehen, und blieb, was Berlin damals war; ein ewiges Fragment. Ich hielt mich über Wasser mit Hoffnungen, Frauen, Alkohol und gutbezahlten Interviews, mein Wohnzimmer war der «Fuchsbau», eine Kneipe mit ein bisschen Schauspielern, Künstlern, Weltentdeckern, Hobby-Fussballern und Schreibern als Stammpublikum. Marc Fischer, der Popjournalist, kam hin und wieder auf einen Espresso vorbei, bevor er sich umbrachte, da war ein kleiner Spanier, der ein Bondage-Künstler war, und ein Iraner, der immer sagte, ich erinnerte ihn an den Song «Californication» von den Red Hot Chili Peppers, aber ich dachte nicht darüber nach, weil ich dachte, nachdenken sei nicht gut, wenn man leben will.

Damals traf ich Wolfgang Joop, den Modeschöpfer, in seiner Villa Wunderkind in Potsdam am Heiligensee, nebenan wohnte das Model Nadja Auermann, und wir sprachen einen ganzen Nachmittag über das Leben, die Wichtigkeit von weissen Zähnen und wie man das macht, dass man öfter glücklich ist als unglücklich. Joop hatte gerade in Mitte eine 350 Quadratmeter grosse Penthouse-Wohnung gemietet, für 4000 Euro: «Das muss man sich mal vorstellen», sagte er begeistert, «4000 Euro, das ist nichts, in New York würde das 20 000 kosten.»

Das war die Zeit, als Berlin begann, unterzugehen oder gewöhnlich zu werden, und es war die Zeit, als Joop in Berlin mit Kevin Spacey rumhing, in der «Haifischbar» oder im «Reingold», wo auch der Promi-Friseur und Hairdesigner von Angela Merkel, Udo Walz, sich gelegentlich und stets umgeben von jungen, adonishaften Männern, in einer Limousine hinchauaffieren liess. Meistens verliess er die Bar mit mehr Knack-Boys, als er gekommen war.

Lusträume für ein paar Momente

Kevin Spacey trank viel und lebte dionysisch die homosexuelle Seite seiner Bisexualität aus. Wenn er sich so richtig in Fahrt getrunken hatte, grabschte er bereitwillig alles an, was jung, männlich und mit einem mutmasslich oder wenigstens projizierten ordentlichen Gemächt versehen war. Sein Rumgetatsche war eher hilflos als aggressiv, keine grosse Geschichte, nichts, von dem man auch nur entfernt annehmen konnte, dass es anderthalb Jahrzehnte später die vielleicht tragischste Geschichte Hollywoods und eine ohne Happy End für ihn werden könnte.

Der Mann, der seine Hände auf die Oberschenkel von jungen Männern legte, wenn er besoffen war, und hoffte, dafür ein bisschen harmlosen Sex zu bekommen und ein bisschen momenthafte Liebe, war eine Seele, die immer ein wenig verloren war im wirklichen Leben jenseits der Rollen, die er spielte, und wahrscheinlich hoffte er, durch das Erfüllen seiner im Grunde kleinkarierten und tragisch-verzweifelten Lusträume für ein paar Momente bei sich anzukommen und eins zu sein mit Kevin.

Drei oder vier Ermittlungen gegen ihn wurden in den letzten zwei Jahren aufgenommen, in den USA und in London, allesamt wegen sexueller Belästigung, teilweise reichen die Vorfälle fast bis in die Zeit zurück, als die Kinofilme noch in Technicolor waren. Spacey ist der Prototyp des notorischen Fummlers, dessen Maxime ist: «Fummeln ist *fucking life*.»

Nie aber wurde aus Spaceys Gefummel mehr als das; es kam zu keiner Vergewaltigung, und nur in seltenen Fällen liess Spacey die Hose runter und führte seinen Pimmel ostentativ spazieren. Insgesamt rund fünfzehn Grabsch-Attacken wurden rapportiert, ein Drittel davon betrafen Barkeeper, der Rest waren Schauspielkollegen, vor allem aus dem Old Vic, wo er offenbar richtig zugelangt haben soll. Sechzehn Männer hätten sich dort beklagt. Spaceys prominenteste angefummelte Boys sollen der Sohn von Schauspieler Richard Dreyfuss und

der Ex-Mann der norwegischen Prinzessin Märtha Louise, die Schwester des Königs, gewesen sein, aber Spacey bestreitet dies.

Seine Obsession ist natürlich alles andere als eine Hardcore-Nummer im Spektrum der sexuellen Belästigungen. Von der Schwere der Belästigung her könnte man sagen, es sei Kindergarten. Nicht ganz harmlos, unappetitlich womöglich, unangenehm auch, aber auch nicht so, dass die Belästigten danach ein Leben lang seelische Krüppel wären und nie mehr einen hochkriegen. Hinzu kommt, dass einige ihn auch viel zu lange gewähren liessen, weil er halt Spacey war, ein Star, und Kevin dann dachte: Den hab ich auf sicher, jetzt leg ich die Hand mal nicht mehr nur auf den Oberschenkel oder zeig ihm gerade, was so Sache ist.

Es kam zu einem einzigen Verfahren bisher, eröffnet wurde es im Dezember letzten Jahres, die Anklage lautete auf «Übergriff auf einen Teenager», es war 2016 in einer Bar in Massachusetts. Am 17. Juli dieses Jahres wurde die Anklage fallengelassen. Im Sommer 2016 sass Spacey in einer Bar in Nantucket, trank ein paar Drinks, die ihm vom 18-jährigen Barkeeper William Little eingegossen wurden, und wurde grabschgeil. Little war ein wenig euphorisiert, dass er hier mit Spacey einen trinken konnte, er schrieb das mehrmals seiner Freundin: «Süsse», soll er geschrieben haben, «dieser Schwule hat mir sicher bereits achtmal an den Pimmel gefasst.» Er blieb dennoch sitzen, weil er auf ein Selfie mit Spacey geil war. Das war's auch schon, nicht mehr und nicht weniger. Nicht viel passiert, zweieinhalb Jahre später kam es zum Prozess. Das sind die USA von heute.

Dann war plötzlich das Handy mit den Beweis-SMS weg, es soll auch ein Video gegeben haben, worauf Spaceys unsittliche Berührungen zu sehen gewesen sein sollen. Spaceys Anwalt verlangte die Herausgabe, weil er vermutete, dass dort SMS gelöscht worden seien, die gezeigt hätten, dass es sich um einen «einernehmlichen Flirt» gehandelt haben soll. Zuerst verweigerte Little die Aussage noch, dann soll das Handy plötzlich verlorengegangen sein.

Durch die fallengelassene Klage hat sich in Spaceys Dasein nicht grundlegend etwas geändert, ausser dass er nicht vorbestraft ist, in den Knast gehen und Little unheimlich viel Schmerzensgeld bezahlen muss. In den hysterischen, völlig verblendeten #MeToo-USA von heute



Zeit des Vergessens:
Schauspieler Spacey.

heisst ein Freispruch oder ein sistiertes Verfahren nicht, dass jemand dann auch unschuldig ist und als solcher behandelt wird. Im Falle von Spacey wäre das der Wiedereinstieg ins Filmgeschäft, das im Moment für ihn weiter weg ist als für die Nasa der Mars. Es gibt immer noch keine Produktion, die bereit wäre, mit ihm zusammenzuarbeiten. Er wird nie mehr Frank Underwood in «House of Cards» sein, nie mehr, wahrscheinlich, die Hauptrolle in einem Blockbuster spielen, und nicht mal europäische Produktionen klopfen an seine Tür, jetzt, da einer der besten Schauspieler der Gegenwart zum Schnäppchenpreis zu haben wäre. Zu gross ist die Angst vor einer Pleite, weil das #Me-Too-Amerika jetzt schon dazu aufgerufen hat, alle künftigen Spacey-Filme zu boykottieren.

Nachdem das Verfahren gegen Spacey fallengelassen worden war, schrieben schneller, als der Schauspieler brauchte, um eine Bar aufzusuchen und bei ein paar Drinks die Welt hinter sich zu lassen, grosse Zeitschriften wie *Vanity Fair* oder *The Atlantic* auf ihren Online-Portalen bereits, Spacey sei in keiner Weise entlastet. Es bleibe dabei, er sei pervers. Wie sehr «me too» die Gesellschaft punkto Schuld und Sühne unterwandert, sieht man daran, dass die meisten «me too»-Klagen, zumindest jene in Promi-Kreisen, abgewiesen wurden, was wiederum für die «me too»-Aktivisten natürlich ein Zeichen dafür ist, dass die US-Gerichte unter einer Decke mit den Mächtigen stecken. Was konkret von «me too» übriggeblieben ist, ist Hysterie und dann Paranoia und vor allem Vorverurteilung. Es reicht, jemanden anzuklagen oder zu denunzieren, um ihn zum Schuldigen auf Lebenszeit werden zu lassen, zum ewig Ausgegrenzten.

Spacey ist begraben auf dem Friedhof der noch lebenden Stars in Hollywood. Jetzt, da er auf absehbare Zeit keine Auftritte mehr vor Gericht haben wird, wird er wohl bald ganz unsichtbar werden. Das hinterlässt Spuren bei ihm, Spacey wird, wie soll man sagen, etwas seltsam. Unlängst war er in Rom, im Museo Nazionale Romano, stand neben der Skulptur «Faustkämpfer vom Quirinal» und rezitierte das Gedicht «The Boxer» von Gabriele Tinti, indem es darum geht, dass ein Boxer für das Entertainment missbraucht wird, am Leben gehalten vom Hunger einer Gesellschaft nach Spektakel, Gewalt und Erniedrigung. Aber dass der Boxer zurückkommen werde und so weiter.

US-Medien sahen dies als Versuch Spaceys, mal die Lage zu checken, wie ein Publikum auf ihn reagiert und ob die Zeit des Vergessens, des Vergehens oder der Gerechtigkeit schon gekommen sein könnte. In Wirklichkeit war es bloss ein Schauspieler, der nicht mehr viel mehr hat als Geld auf dem Konto und der einen italienischen Dichter zitierte, den fast niemand kennt, und der die Worte aussties wie einer, der in seinem Haus nach jemandem ruft, der gar nicht mehr da ist.



Historische Friktionen: Claire (Caitriona Balfe) und James Fraser (Sam Heughan) in der Netflix-Serie «Outlander».

Autorinnen

Schottische Dämonen

Die amerikanische Schriftstellerin Diana Gabaldon hat mit der «Outlander»-Saga eine packende Gegenwelt zur Wirklichkeit geschaffen.

Von Rolf Hürzeler

Ein langgezogener Schrei; die Vergewaltigung ist vollzogen. «Glaubst du, ich beherrsche das Dunkel nicht, in dem ich lebe?», fragt der Täter Black Jack Randall sein Opfer. Er nagelt die Hand des missbrauchten Jamie an einen Tisch und vergeht sich weiter an ihm.

Diese Szene spielt in der Netflix-Serie «Outlander», nach der gleichnamigen Buchreihe der amerikanischen Schriftstellerin Diana Gabaldon. Sie hat mit ihren bisher acht Bänden unter diesem Titel ein eigenes Universum geschaffen, in dem Zeit und Raum aufgehoben sind. «Erst in einer verfremdeten Umgebung zeigen Charaktere ihr wahres Gesicht», sagt die Autorin im persönlichen Gespräch dazu. Die in Arizona lebende Gabaldon arbeitet seit den achtziger Jahren an ihrer Gegenwelt; damals schrieb sie ihren ersten «Outlander»-Roman.

Am Anfang der Saga steht ein kühner Zeitsprung. Die verheiratete Lazarettchwester Claire gerät 1946 in den schottischen Highlands in einen fiktiven Steinkreis. Sie erlebt

eine metaphysische Verwandlung und findet sich im Jahr 1743 wieder. Dort stösst sie auf den MacKenzie-Clan. Die keltischen Hochlandsschotten staunen Baumstämme, als sie der später Geborenen begegnen, deren Kenntnisse ihrer Kultur höchstens bis zum Porridge reichen. Sie halten sie für eine «Sassenach», eine aus der Aussenwelt, und damit für verdächtig.

Gutarbeitende Gehirnwelten

Claire wird mit dem jungen Jamie MacKenzie Fraser verheiratet und verliebt sich später in ihren Angetrauten – mit historischen Friktionen. Der 18.-Jahrhundert-Fraser hegt den Verdacht, eine Hexe gehehlicht zu haben. Denn Claire verfügt über die Kenntnisse der 200 Jahre später lebenden Generationen. So ist sie mit der Medizin des 20. Jahrhunderts vertraut, tritt als Heilerin auf und vollbringt aus Sicht der alten Hochlandsschotten Wunder.

Historiografie, Romanze, Fantasy – aus diesen Genres sind die «Outlander»-Geschich-

ten gewoben. Die 67-jährige amerikanische Autorin Diana Gabaldon erdenkt sich die Handlung im US-Südstaat Arizona. Sie war in ihrem früheren Leben Wissenschaftlerin und lehrte als Meeresbiologin an der Arizona State University. Durch Fachartikel fand sie zum Schreiben und hatte Freude an populärwissenschaftlichen Themen sowie Comics, die sie für Walt Disney verfasste. Gabaldon ist verheiratet und Mutter von drei erwachsenen Kindern.

Wie kommt eine Wissenschaftlerin dazu, mit ihren Büchern Fantasiewelten zu schaffen, die sich jeglicher exakten Logik entziehen? Diana Gabaldon hört die Fragen offenkundig nicht zum ersten Mal und antwortet leicht gereizt: «Meine beiden Gehirnwelten arbeiten gleichermassen gut, danke.» Sie will damit sagen, dass unterschiedliche Formen des Erkenntnisgewinns und des Schreibens nebeneinander bestehen können.

«Eine «Doctor Who»-Episode gab mir den Anstoss, mich selbst in dem Genre zu versu-

an, einen Krieg zu verhindern. Doch der Verlauf der Geschichte lässt sich nicht ändern; die katholisch-keltischen Schotten stolpern in ihren Kilts einem fürchterlichen Elend entgegen. Denn die Briten unter ihrem barbarischen Truppenkommandanten, dem Herzog von Cumberland, sind ihnen mit den Musketen militärisch überlegen. Der Mann kennt kein Pardon und verzichtet auf Gefangene; er lässt die Unterlegenen meucheln. Diese historisch mehr oder weniger belegte Episode war der Zuneigung der Schotten zu den Briten bis heute nicht förderlich und bekümmert noch jedes Nationalistenherz.

Vor allem aber ist die Schlacht dankbarer Stoff für die Produzenten der «Outlander»-Serie, die das Gemetzel für Netflix detailreich inszenierten; die Autorin hat das Drehbuch dafür gleich selbst geschrieben. «Die Filmproduktion wird meinen Romanen gerecht», sagt Gabaldon, die als Beraterin an vielen weiteren Drehbüchern beteiligt war. Natürlich müsse vieles wegfallen, was in den Romanen wichtig sei, «aber Film und Literatur sind nun mal zwei verschiedene Dinge».

Die Romanfassung und die TV-Version variieren tatsächlich. So erfährt der Leser im Buch «Feuer und Stein» die Geschichte von der Vergewaltigung Jamies durch den Bösewicht Black Jack Randall aus dritter Hand von Jamies Geliebter Claire. Der Film dagegen zeigt das Drama direkt, was sensible Gemüter ins Grübeln bringen kann.

«Keineswegs eine Marketing-Idee»

Die Geschichten sind nicht zu knapp mit Gewalt und Sex gespickt, was eine TV-Serie für ein breiteres Publikum sehenswert macht und zum Lesen animiert: «Aber das ist keineswegs eine Marketing-Idee», sagt Gabaldon, darauf



«Ich hatte Glück»: Romanière Gabaldon.

angesprochen, «der Leser lernt die Protagonisten erst in Extremsituationen wirklich kennen.» «Outlander» spricht anscheinend Frauen und Männer gleichermaßen an. Die Saga deckt zudem mit Fantasy-Elementen wie magischen Steinkreisen oder Zombies die Bedürfnisse Jüngerer ab. Auch wer sich «Games of Thrones» reingezogen hat, wird sich bei «Outlander» aufgehoben fühlen.

Gabaldon sorgt mit laufend wechselnden Schauplätzen wie etwa dem Sprung von Schottland in die exotische Kulisse der Karibik für Überraschungen. Oder Fraser darf zur Abwechslung den verhassten Briten im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg auf der Seite der Antikolonialisten Saures geben. So im Band sieben, «Echo der Hoffnung», der 2018 auf Deutsch erschienen ist. In diesem Roman stecken Jamie Fraser und Claire 1777 tief in den Wirren des amerikanischen Befreiungskriegs. Sie beschliessen, nach Edinburg zu reisen, um eine Druckereipresse zu holen, die sie in ihrem



«Ferne Ufer»: Fraser in der Schlacht von Culloden.

politischen Kampf einsetzen wollen. Das Buch beginnt verheissungsvoll mit einem Gefangenen, der in der Küstenstadt Wilmington (North Carolina) an einen Pfahl im Wasser gebunden wurde und warten muss, bis die Flut seinem Leben ein Ende setzt.

Wer sich in die «Outlander»-Welt begibt, stösst neben Jamie und Claire immer wieder auf weitere alte Bekannte, was beim Leser einen «Den kennen wir doch»-Effekt auslöst. Ein typischer Protagonist dieser Art ist der unerschrockene Lord John Grey, der Fraser im dritten Roman, «Ferne Ufer», nach der Schlacht von Culloden vor der Hinrichtung bewahrt. In der Folge tritt er regelmässig als Retter auf, etwa bei der Schlacht auf der Abraham-Ebene vor der kanadischen Kolonialstadt Québec zwischen Franzosen und Briten. Grey passt übrigens nicht ganz ins Klischee des unerschrockenen Macho-Haudegens: Um Energie zu tanken, gönnt er sich vor der Attacke eine kleine Liebesreise mit einem schönen

«Eine «Doctor Who»-Episode gab mir den Anstoss, mich selbst in dem Genre zu versuchen.»

Wilden auf einem Kanu. Dieses Zwischenspiel fehlt in den Verfilmungen; Gabaldon erzählt sie in einem Kurzroman im Band «Im Bann der Steine», den sie als Ausschmückung der Hauptbücher anbietet.

Die Behörden schalteten sich ein

Gegenwelten wie «Outlander» laden Fans zum aktiven Mitmachen ein. Sie diskutieren auf Internetforen intensiv die Geschehnisse, verwechseln mitunter Fiktion und Wirklichkeit. So mussten die schottischen Behörden «Outlander»-Enthusiasten dazu aufrufen, dem Schlachtfeld von Culloden bei Inverness doch, bitte schön, etwas Respekt entgegenzubringen. Diese amüsierten sich dabei, einzelne Szenen nachzuspielen, was aus Sicht der Schotten despektierlich war, verloren doch auf diesen Feldern mehr als 1500 Menschen ihr Leben. Lockerer sieht die Sache der heutige Chef des Fraser-Clans, der 16. Lord Lovat. «Ich liebe «Outlander» – was soll man daran nicht mögen?», sagte er der Zeitung *The Scotsman*.

Ein Ende der «Outlander»-Saga ist zur Freude dieser Community nicht absehbar. Zurzeit ist Diana Gabaldon Nacht für Nacht mit der Niederschrift des neunten Bandes unter dem Arbeitstitel «Bienen» beschäftigt; wiederum stehen Jamie und Claire im Mittelpunkt. Mit kühnen Zeitsprüngen ist zu rechnen, denn die Dämonen der dunklen Stunden werden die Autorin auch diesmal beim Schreiben packen.

Diana Gabaldon: *Outlander – Echo der Hoffnung*. Knauer. Übersetzung: Barbara Schnell. 1200 S., Fr. 23.90



Die Bibel

Weisheitsquelle

Von Peter Ruch

Der Anfang der Weisheit ist die Furcht des Herrn (Psalm 111,10). – Die Weisheit scheint eine grosse Sache zu sein. Schon der Klang des Wortes hebt sich ab von der Wissenschaft, wie man sie aus Büchern, Labors und Vorträgen kennt. Es ist ja längst deutlich geworden, dass an den wissenschaftlichen Hochschulen auch Leute ihren Platz gefunden haben, die keine Weisen sind. Die Weisheit steht aber auch über der Schlaueit. Selbst Oberschlaue können in entscheidenden Momenten töricht handeln. Und Ähnliches gilt für die Gescheitheit. Nicht jeder Gescheite, ja nicht einmal jeder Hochbegabte ist weise. In Literatur und Kunst werden weise Menschen oft als Alte dargestellt. Es mag sein, dass der Erfahrungsschatz zur Weisheit beiträgt. Aber als mittlerweile nicht mehr junger Mann bin ich auch hier skeptisch. «Alter schützt vor Torheit nicht.»

Was also ist Weisheit? Weisheit ist Lebenskunst und Lebenskunde. «Kunst» und «Kunde» sind von «können» abgeleitet, so dass die Aussage naheliegt: Weisheit heisst, leben zu können, ohne ein Durcheinander oder ein Unheil anzurichten. Als Salomo sein Amt als König antrat, durfte er sich von Gott etwas wünschen. Er bat um ein hörendes Herz, damit er zwischen Gut und Böse unterscheiden könne. Dass er nicht um ein langes Leben oder um Reichtum bat, gefiel Gott, und so versprach er ihm ein weises und verständiges Herz (1. Könige 3,5–15). Salomo trat sein Amt ohne Einbildung an. Das ist der springende Punkt. Wer kennt nicht Beispiele von Menschen, auf die die Worte des Apostels Paulus passen: *Da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Narren geworden* (Römer 1,22; Lutherbibel). Was die Weisheit fördert, ist das Bewusstsein, dass eines nottut, nämlich ein verständiges Herz für seinen – ob königlichen oder unscheinbaren – Dienst. Was sie ausserdem fördert, ist das Vermögen, zwischen dem Wichtigen und dem Unwichtigen zu unterscheiden, zwischen dem, was zu tun, und dem, was unbedingt zu vermeiden ist. Dazu verhilft die *Furcht des Herrn*. Jeder kann sie kennenlernen.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Emotionsgehemmt: «La paranza dei bambini».

Kino

Sie nehmen sich, was sie wollen

Roberto Savianos («Gomorra») Verfilmung seines Romans «La paranza dei bambini» über Neapels Jugendbanden fehlt die Härte der Vorlage. Von Wolfram Knorr

Es gibt die Verarscher und die Gearschten, «sonst nichts.» Und jeder muss selber wissen, zu welcher Gruppe er sich zählt. Wer zur Auslese gehören will, muss rasch und aus kühler, von Moral kaum verengter Sicht handeln, ehe andere die Führung für sich beanspruchen können. Nach diesem rohen darwinschen Prinzip verfährt der noch nicht mal sechzehnjährige Nicolas (Francesco Di Napoli), ein smarterer, gutaussehender Junge aus einem Milieu fern der Camorra. Aber Schutzgeld muss seine Mutter zahlen. Weil Nicolas die angesagten teuren Sneakers, Designer-Shirts und andere Verlockungen sofort will, kapiert er rasch, dass der ehrliche der krumme Weg wäre. Mit seinen Kumpels brettet er auf Motorrollern durch Neapels Quartier Sanità, mendelt sich zum «Ober-Verarscher» und nimmt sich, was er will.

2006 machte der Journalist Roberto Saviano mit «Gomorra» Furore, einer bitterbösen Abrechnung mit den katastrophalen mafiosen Zuständen in Neapel. Das Buch wurde nicht nur verfilmt, auch eine vielbeachtete TV-Serie, in der Tradition des italienischen Neorealismus, entstand daraus. Mit Savianos Popularität wuchs der Ärger der Camorra über den «Aufwühler»; seitdem steht er unter Polizeischutz. Vor wenigen Jahren veröffentlichte er mit «La paranza dei bambini» seinen ersten Roman – ein erschreckendes Porträt der wachsenden Zahl von

Jugendbanden, die der Mafia Konkurrenz machen. «Paranza» werden sie in Italien genannt, und der Name bezieht sich zum einen auf das Netz der Fischer, in dem man sich verfangen kann, und zum anderen auf das Licht, mit dem die Fischer in der Nacht die Fische in die Netze locken. Dass Saviano sich für einen Roman entschied, obgleich auch dieser Arbeit gründliche Recherchen vorangingen, erklärte er mit dem jugendlichen Alter der Betroffenen, die er nicht (im Gegensatz zu «Gomorra») preisgeben wollte.

Die Verfilmung von Claudio Giovannesi (der an der «Gomorra»-Serie beteiligt war) und Roberto Saviano als Autor und Produzent ist erstaunlich emotionsgehemmt. Statt eines dokumentarischen Zugriffs (wie bei «Gomorra») bleibt die Inszenierung, trotz der Laien-Schauspieler, distanziert. «Held» Nicolas ist kein Sympathieträger (soll er wohl auch nicht), es gibt aber auch keine an unser Mitleid appellierenden Opfer, nur exemplarische Fälle, die dem Zuschauer eine kühl observierende Haltung abnötigen. Man folgt einer Handlung und zugleich einer Demonstration. Nicolas und seine Kumpels im Rausch der Macht durch Drogen und Waffen, geblendet von Markenklamotten und angesagten Discos – alles schön und gut, aber nie ist ihre soziale Herkunft, aus der sich ihre amoralische Gier ableiten liesse, spürbar. Die Figuren, die Konstellationen, die unaus-

weichlichen Zuspitzungen mögen ein pervertiertes Verhalten widerspiegeln, aber bildkräftig deriviert wird das nie. Es reicht nicht, Nicolas zu zeigen, wie er unter der Demütigung leidet, wenn der Mutter Schutzgeld abgepresst wird, um daraus abzuleiten, warum er die Herrschaft des Quartiers an sich reißt. Gemessen am Buch, das viel direkter und böser ist, gewinnt man den Eindruck, Giovannesi und Saviano seien vor allzu direkter Wirklichkeitsdrastik dann doch zurückgeschreckt. ★★★☆☆

Weitere Premieren

Blinded by the Light — Es ist die Zeit des Thatcher-Regimes, der wirtschaftlichen Unruhen, der Fremdenfeindlichkeit, in der Javed (Viveik Kalra), Sohn pakistanischer Einwanderer, im britischen Luton als Teenager heranwächst, davon träumt, Schriftsteller zu werden, und von einem Freund an die Musik von Bruce Springsteen herangeführt wird. Musik und Texte begeistern ihn dermassen, dass er sich in seinem kreativen Schaffen von Springsteen inspirieren lässt. Seine Lehrerin ist hin und weg, die Eltern nicht. Gurinder Chadha, britische Regisseurin indischer Herkunft, die 2002 mit der Culture-Clash-Komödie «Bend It Like Beckham» einen Grosserfolg hinlegte, danach nur noch mit Mittelmass auffiel, versucht mit «Blinded by the Light» an den Erfolg von «Beckham» anzuknüpfen. So richtig gelingt ihr das allerdings nicht. Die Spontaneität ist allzu kalkuliertem Bemühen gewichen, das leider in vielen eher demonstrativen Szenen spürbar wird – etwa in den Beschimpfungen («Hau ab, Paki!») oder bei jenem Nachbarn, der den Jungen lobt. Beschwingt allerdings wird ihre Regie immer dann, wenn die Euphorie des jugendlichen Helden sich konsequent im Musikalischen ausdrückt. ★★★★★

Good Boys — Coming-of-Age-Filme sind der letzte Schrei, und man kann, angesichts der immer früher einsetzenden Pubertät, auch das Alter der Jugendlichen getrost runtersetzen. Denn was bei den Sechzehn- bis Achtzehnjährigen nicht mehr so richtig zum Lachen ist, zündet bei den Zwölfjährigen noch, weil – kicher, kicher – die ja noch gar nicht so richtig wissen, was sie da sagen. Genau auf diesem Effekt beruht der Jux um Max (Jacob Tremblay), der in Brixlee (Millie Davis) verliebt ist, aber nicht



Vorgang studieren: «Good Boys».

weiss, wie man küsst. Erst proben Max und seine beiden Kumpels Thor (Brady Noon) und Lucas (Keith L. Williams) das Knutschen an einer Sexpuppe (ohne zu wissen, dass es eine ist – hi-hi-hi), dann schicken sie eine Drohne hoch, um bei den älteren Nachbarmädchen den Vorgang zu studieren. Die Drohne, die Max' Vater gehört, geht zu Bruch, eine neue muss her, und das Zweideutigkeits-Holterdiepolder nimmt seinen Lauf. Das Unangenehme am Film, der galaxienweit von Realität oder Authentizität entfernt ist, sind die von Erwachsenen den Zwölfjährigen in den Mund gelegten Flüche und Dialoge. Wen wundert's, dass der Anzüglichkeitsspass, der natürlich nicht anzüglich ist, weil aus Kindermund kommend, von Seth Roggen, dem Meister des Schlüpfrigen («Superbad»), produziert wurde. ★★★☆☆



Unerschöpflicher Einfallsreichtum: «Toy Story 4».

Toy Story 4 — Der Film läuft zwar schon, aber weil er sehr, sehr empfehlenswert ist, nicht nur für Kinder, auch für Erwachsene, darf er hier nicht fehlen. Der Einfallsreichtum von Pixar scheint unerschöpflich. Das nun vierte Abenteuer um die Plastikspielzeuge Woody, Buzz und Co. übertrifft die anderen. Diesmal steht eine Plastikgabel im Mittelpunkt, Forky genannt, ein Meisterstück! Und die Spielzeugtruppe wird zum Kinderhilfswerk. ★★★★★

Knorrs Liste

1	Toy Story 4 Regie: Josh Cooley	★★★★★
2	Parasite Regie: Bong Joon-Ho	★★★★★
3	Once Upon a Time in Hollywood Regie: Quentin Tarantino	★★★★☆
4	La chute de l'empire américain Regie: Denys Arcand	★★★★☆
5	Skin Regie: Guy Nattiv	★★★★☆
6	Yesterday Regie: Danny Boyle	★★★★☆
7	Spider-Man: Far from Home Regie: Jon Watts	★★★★☆
8	Dolor y gloria Regie: Pedro Almodóvar	★★★★☆
9	The Lion King Regie: Jon Favreau	★★★★☆
10	Hobbs and Shaw Regie: David Leitch	★★★★☆

Jazz

Two in one, one in two

Von Peter Rüedi

Die Geige ist trotzdem ein Jazz-Instrument, eins sozusagen gegen ihre Natur – so sehr ist sie mit einem Klangideal der klassischen abendländischen Musik verbunden, ungeachtet unterschiedlichster volksmusikalischer Fiedler-Idiome zwischen Country & Western und Stehgeiger-Schmelz, der noch im Spiel des grossen Stéphane Grappelli oder Ellingtons Ray Nance mitschwang. Gegen das europäische Vibrato-Ideal strichen der schwarze Geiger Stuff Smith und sein späterer Nachfolger Billy Bang ihr Instrument, und die Europäer Jean-Luc Ponty, Didier Lockwood oder Zbigniew Seifert orientierten sich vorwiegend an der Phrasierung grosser Saxophonisten, zumal John Coltranes. Mark Feldman (geb. 1955 in Chicago), technisch zu alldem auch imstand und als langjähriger Partner von John Zorn und anderen Vertretern der New Yorker Avantgarde eher dem Jazz zuzuordnen, ist zumal im Duo-Spiel mit seiner Schweizer Gattin, der Pianistin Sylvie Courvoisier (geb. 1968 in Lausanne), ein Fall für sich. Sagt sie über ihn: «Die Haltung gegenüber seinem Instrument faszinierte mich völlig. – Diese Art, nie ganz klassisch und nie ganz wie Jazz zu klingen und doch ganz klar an beiden Idiomen teilzuhaben.» Und er über sie: «Es war klar, dass sie in den Zusammenhang des Free Jazz gehörte: Ich hörte z.B. den Einfluss von Cecil Taylor [...] in der besonderen Energie ihres Stils; aber da war auch diese gewisse europäische Sensibilität [...], und das war [in der Kombination] wirklich sehr persönlich.» So ist das neue Duo-Album der beiden in mehrfacher Hinsicht ein transatlantisches Unternehmen, ein Treffen im Dazwischen (was nicht heisst: im Ungefähren): kein Jazz, keine klassische Kammermusik, aber höchst energiegeladene improvisierte Musik, spannend in jedem Moment, mit vorbedachten Absprachen (nicht zu entscheiden, was fixiert, was «spontan komponiert» ist), mit grosser Sprengkraft im Interplay. *Two in one, one in two*. Abstraktionen, die nachvollziehbar, melodisch-harmonische Zusammenhänge, die nie selbstverständlich, immer überraschend sind. Neue Musik, zwischen (oder über) allen Kategorien.



Sylvie Courvoisier / Mark Feldman: Time Gone Out. Intakt CD 326



Thiel

Kondolenzschreiben

Von *Andreas Thiel*

Sie: Was schreibt man denn auf so eine Kondolenzkarte?

Er: Na, ein paar tröstliche Worte halt.

Sie: Mir fällt zum Tod von Onkel Fritz nichts Tröstliches ein.

Er: Schreib doch: Solange das Jenseits noch nicht ans Mobilfunknetz angeschlossen ist, gilt «No News = Good News».

Sie: So was passt doch nicht zu Onkel Fritz. Onkel Fritz war Klimaforscher.

Er: Dann schreib: Hunderttausend Jahre lang träumte der Neandertaler von einer warmen Dusche. Und kurz bevor man den Boiler erfindet, stirbt er aus.

Sie: Das ist nicht tröstlich.

Er: Dann füge hinzu: So ist das Leben.

Sie: Das geht doch nicht. Du würdest beim Tod eines Biobauern ja auch nicht schreiben: Kaum ist er gestorben, entschlüsselt Monsanto das Genom der Venusfalle und entwickelt den schneckenfressenden Kopfsalat.

Er: Nein, das wäre wahrhaftig nicht tröstlich. Ich würde statt der Venusfalle den Sonnentau nehmen.

Sie: Wenn es schon beim Tod eines Klimaforschers so schwierig ist, etwas Tröstliches zu schreiben, was schreibt man denn, wenn man mit jemandem wie Jeffrey Epstein verwandt war?

Er: In die Kondolenzbücher von Jeffrey Epstein oder Harvey Weinstein würde ich schreiben: Was heute Sexismus ist, nannte man früher noch sexuelle Befreiung.

Sie: Oder stell dir vor, du wärst mit einem Selbstmordattentäter verwandt und müsstest den engsten Angehörigen nun eine Kondolenzkarte schreiben.

Er: Da würde ich schreiben: Als Mohammed den Koran schrieb, hatte er vermutlich auch bloss einen schlechten Tag gehabt.

Sie: Es ist nicht leicht, mit einem Satiriker verheiratet zu sein.

Er: Die Satire ist das Kind aus einer Ehe zwischen einem Kinderbuch und einem Attentat.

Sie: Aber was schreibt man nun zum Tod eines Klimaforschers?

Er: Schreib: Die Welt geht trotzdem nicht unter.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Mode für die Ewigkeit

New Generation Award für aufstrebende Geschäftsfrauen; Mystische Mode von Kazu Huggler; Kunstvermittler Ueli Eberhart.

Von *Hildegard Schwaninger*

Den Veuve Clicquot Business Woman Award gibt es seit 1985, er wird jetzt zum 16. Mal verliehen – an Frauen, die als Unternehmerinnen erfolgreich sind, sich durch Unternehmergeist, Kreativität und soziales Engagement profilieren; leuchtende Beispiele für Frauenpower in der Wirtschaft. In der Jury sitzen unter anderem Uhrenunternehmer **Jean-Claude Biver**, Consultant **Siro Barino**, **Patrizia Laeri**, die Wirtschaftsjournalistin beim Schweizer Fernsehen. Heuer wird erstmals auch der New Generation Award verliehen – an eine aufstrebende Geschäftsfrau zwischen 25 und 35 Jahren. Der Veuve Clicquot Business Woman Award hat seit der Gründung internationale Dimensionen angenommen, er wurde 300 Frauen in 27 Ländern verliehen. Das Familienunternehmen Bindella unterstützt die Idee, so findet die Verleihung des Preises im Restaurant «Terrasse» in Zürich statt.

Die Modeschöpferin **Kazu Huggler** ist die Tochter einer japanischen Kunstvermittlerin und eines Schweizer Bankiers, sie ist in Tokio aufgewachsen und kam mit elf Jahren in die Schweiz. Sie ist mit dem Schweizer Catering-Unternehmer **Mark**, geborener **Gisiger**, verheiratet, und hat zwei Söhne. **Kazu Huggler** macht nicht einfach Mode (nicht etwas, was man mit Fast Fashion in einem Atemzug nennen dürfte). Sie versteht sich als Künstlerin wie weiland **Yves Saint Laurent**. Hinter ihren Kre-

ationen steckt ein Verständnis von Kunst, viel Nachdenken, eine eigene Philosophie. Sie schafft Mode für die Ewigkeit, Haute Couture, die Mütter ihren Töchtern vererben. Die Vermittlung der beiden Kulturen, in denen sie daheim ist, ist ihr eine Herzensangelegenheit, so schafft sie etwa Kleider, die sie aus kostbaren alten Kimono-Seidenstoffen entwickelt.

Es gibt keinen Ort, der für die Modedefiles von **Kazu Huggler** besser geeignet wäre als das auf asiatische Kunst spezialisierte Museum Rietberg in Zürich. Das Museum zeigt zurzeit die Ausstellung «Spiegel – Der Mensch im Widerschein», die sich mit der Frage «Wie sehe ich aus? Was sagt mir mein Gesicht?» beschäftigt. Es geht um Schönheit, Eitelkeit, Selbsterkenntnis, Weisheit, Mystik und Magie; gezeigt werden Werke von **Salvador Dalí**, **Sylvie Fleury**, **Anish Kapoor**, **William Kentridge**, **Fernand Léger**, **Roy Lichtenstein**, **Michelangelo Pistoletto**, **Gerhard Richter**. **Kazu Huggler**s oberste Maxime als Modeschöpferin ist, «Kleidungsstücke zu schaffen, in denen die Frau am schönsten aussieht» (Interview im *Blick*).

Im Kontext der Museum-Rietberg-Ausstellung präsentiert **Kazu Huggler** ihre neue Kollektion. Fasziniert ist die Schweiz-Japanerin von den Shinto-Gottheiten. «Amaterasus Rückkehr aus der Höhle» heissen die textilen Kunstwerke. **Kazu Huggler**, die sich mit Kunst, Literatur und uralten Mythen beschäftigt, hat sich von japanischen Mythen inspirieren las-



Fast verliebt

Frauenvorwürfe

Von *Claudia Schumacher*

Neulich stand ich an der Ampel und hörte zwei Männer reden. Der eine schaute geknickt auf sein Handy, offenbar hatte ihm seine Freundin eine schriftliche Kriegserklärung geschickt. Der andere

versuchte zu trösten, legte die Hand auf seine Schulter – und sagte dann etwas sehr Eindrückliches: «Wenn Frauen sauer auf dich sind, fällt ihnen alles ein, was du jemals falsch gemacht hast. So ist das eben.»

Was sagt man dazu – sexistischer Blödsinn? Ich jedenfalls fühlte mich ertappt. Denn diesen Vorwurf, ich würde jeweils alles aufrollen und könnte nichts mehr nachsehen, wenn ich böse werde, hat mir schon mehr als ein Mann gemacht. Gleichzeitig habe ich Männern bei allen Vorwürfen, die ich so hatte, noch nie vorwerfen müssen, dass sie mir ständig Vorwürfe machen. Was ist da los?

Mir fällt natürlich eine feministische Erklärung ein: Frauen sind in Beziehungen immer die Deppen. Räumen dem Liebsten hinterher, müssen an alles denken und kriegen nur Blumen, wenn der Schatz ein schlechtes Gewissen hat. Das erzürnt uns – aber wir reissen uns



Zeit für Frauenpower: Jean-Claude Biver.



Schönheit, Weisheit und Magie: Kazu Huggler.



Erfolgreiche Nische: Ueli Eberhart.

sen und übersetzt in ihren Kreationen antike Shinto-Legenden ins Heute. Amaterasu ist die Sonnengöttin, es gibt die Mondgöttin, den Gott des Windes, den Gott des Tanzes, den Gott der Weisheit, den Gott des Himmels und der Erde. Was für die Germanen das Nibelungenlied, ist für die Japaner das Kojiki, das älteste japanische Schriftstück. Kazu Huggler hat es studiert, findet Inspiration für «Amaterasu – Shinto-Gottheiten und ihre Entourage». Ihre Mode ist kostbar und gibt einen Eindruck der unerforschlichen Geheimnisse der japanischen Mystik.

Der Kunsthändler Ueli Eberhart hat in Altendorf SZ die Galleria Il Tesoro, die auf Künstlernachlässe spezialisiert ist. In Zürich hat er eine Dépendance an der Höschgasse 44 (er wohnt mit seiner Frau Barbara, einer Schwester von Fussballtrainer Christian Gross, gleich um die Ecke in einem Super-Penthouse mit Blick auf den Zürichsee), die Zürcher Galerie heisst «Il Tesorino». Ueli Eberhart hat im riesigen Dschungel der Kunsthändlerwelt eine Nische gefunden, in der er erfolgreich ist. Er zeigt relativ unbekannte Künstler, die seiner Meinung nach entdeckenswert – und vor allem bezahlbar – sind. Zurzeit ist es Karl Madritsch. Der Maler (1908–1986) war eine Art Chronist des Zürcher Stadtlebens und der Natur, ein origineller Mensch, den Ueli Eberhart noch persönlich kannte und aus dessen Nachlass er einige interessante Werke präsentieren kann. Ueli Eberhart und Barbara, Eltern von vier Söhnen, wollen mit den bezahlbaren Kunstwerken junge Menschen dazu inspirieren, eine eigene Sammlung aufzubauen.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

zusammen. Wollen Harmonie. Bis der Mann im Arbeitsstress auch noch eine Verabredung vergisst und das Fass damit zum Überlaufen bringt. Dann brechen bei uns die Dämme, und alles muss raus, wie im Schlussverkauf.

Mit dieser selbstgerechten Erklärung bin ich dann zu einem Freund getingelt. Hab ihn gefragt, was er dazu meint. Er legte erst mal die Stirn in Falten. Dann schüttelte er den Kopf und musste lachen. «Jaja, wir Männer sind immer an allem schuld. Aber schon mal überlegt, mit was für Erwartungen ihr uns überhäuft?» Die heutige Frau sei doch im Grunde oft noch immer eine Prinzessin, die mit einem Koffer voller Ansprüche darauf wartet, vom Prinzen abgeholt zu werden. Dieser Prinz muss stark und schön und reich sein, er muss sie auf den Schimmel setzen und dann mit ihr ins Schloss reiten, wo fünf Zofen und ein Hofstaat auf die Ankunft der Prinzessin warten und sich um

alles kümmern. «Diese Rundumversorgung erwartet ihr bei aller Emanzipation bis heute», meinte er.

Haben wir eine Versorger-Schablone und versuchen, unsere Männer da reinzupressen? Klingt schrecklich. Also hab ich das mal gegoogelt. Unter den häufigsten Fehlern von Frauen in Beziehungen kam immer wieder: zu viel Nörgeln. Und zu wenig Dankbarkeit für das, was Männer ständig für uns tun. Es scheint ein weibliches Problem zu sein, sehr klare Vorstellungen davon zu haben, wie wir geliebt werden wollen. Vergisst der Mann wieder, die Flaschen wegzubringen, hört sich dafür aber unsere Sorgen an oder repariert unseren Laptop, sehen wir nur das Versäumnis. Klingt rigide – und verblendet. Vielleicht kauf ich meinem Freund heute mal Blumen.



Unten durch

Fortpflanzung

Von Linus Reichlin

Das Artensterben ist nicht auf die Tierwelt begrenzt. Zwei Arten von Menschen sind ebenso davon betroffen: Schwangere und Betrunkene. Eine Schwangere habe ich zuletzt vor etwa zwei Monaten gesehen, einen Betrunkene schon seit zwei Jahren nicht mehr. Ich erinnere mich noch gut an ihn: ein etwa vierzigjähriger Mann in gelben Shorts, der auf der Strasse rumgrölte und eine Bierdose gegen ein Auto warf. Ich filmte ihn mit dem Handy und schickte die Aufnahme meinem Sohn, der 22 ist und in seinem Leben noch nie einen erwachsenen Betrunkene gesehen hat.

Mir kam damals spontan die Idee zu einer Bühnenshow im Stil der früheren Völkerschauen – nur würden hier keine Indianer und Afrikaner auftreten, sondern ein Betrunkener, der im Wesentlichen nichts anderes tut, als eben betrunken zu sein. Die Show könnte es wegen des Seltenheitswertes von Betrunkene bis zum Broadway schaffen, man müsste nicht mal eine Übersetzung ins Englische anfertigen, denn die Sprache der Betrunkeneheit ist universell. Mein Sohn schlug mir vor, aus Gründen der Gleichberechtigung in der Show auch eine Schwangere auftreten zu lassen und die Show «5 Minutes to Extinction» zu nennen. Die letzte Schwangere, die er in der Schweiz gesehen hat, wenn auch nur von innen, war seine Mutter. Hingegen behauptete er, er habe in Marokko sehr viele Schwangere gesehen, jedoch keinen einzigen Betrunkene.

Das ist ein Nachteil der Immigration aus dem Maghreb: Man kriegt von dort vielleicht Facharbeiter, aber keine Betrunkene, die unsere heimischen Bestände auffüllen könnten. Als ich dieses Problem mit meinem Freund Bruno erörterte, sagte er, in Russland gebe es einen Betrunkeneüberschuss, den sogenannten Wodka-Pool, aus dem sich westliche Nationen, die unter einem Betrunkene mangel leiden, bedienen könnten. Doch ich befürchte, die Russen würden wegen des hohen Wodkpreises bei uns sofort ausnüchtern, und was wollen wir mit nüchternen Russen? Aus sozialphilosophischer Sicht ist die Frage interessant, ob zwischen dem Verschwinden von Schwangeren und demjenigen von Betrunkene ein Zusammenhang besteht.

»» Fortsetzung auf Seite 66

Vielleicht hat der höhere Alkoholkonsum in den 1950er Jahren zum damaligen Babyboom beigetragen, indem er die Schranken für die Ausübung der ehelichen Pflicht gesenkt hat.

Die Wirkung des Alkohols ist auch ausserehelich belegt: Wir wissen von Betriebsfeiern, dass sogar schon der heute übliche mässige Alkoholkonsum die Hosen sinken und die Röcke höher rutschen lässt. Wo der Wein fliesst, da fließen offenbar auch die Hormone, und es kommt zu spontanen Zusammenflüssen, die die demografische Bilanz eines Landes verbessern. Mancher, der zwischen 1950 und 1960 geboren wurde, hat möglicherweise zwei Väter: den Papa und den Wein. Oder den Pflümli. Bei Arzt- und Juristensöhnen wird es eher der Whisky gewesen sein, aber egal: Was zählt, ist das Baby. Beziehungsweise die Babys, denn es ist ja damals nicht bei einer Whiskyflasche geblieben, das wiederholte sich wöchentlich.

Wie auch immer, einen Babyboom wie damals werden wir heute nicht mehr erleben. Es wäre von jenem Betrunkenen in gelben Shorts, den ich vor zwei Jahren sah, zu viel verlangt, ihm die ganze Last der nationalen Fortpflanzung aufzubürden. Tja, wer hätte gedacht, dass man den Geburtenrückgang eines Volkes daran erkennt, dass man kaum noch Betrunkene sieht! Aber sollen jetzt die Familienminister der westlichen Länder die Bevölkerung etwa zum Saufen auffordern? Sollen sie Plakatkampagnen starten, auf denen ein Mann mit einem Schnapsglas in der Hand sich lässig an seine Hausbar lehnt und seiner Frau zuzwinkert? Man kann die Zeit nicht zurückdrehen. Mein Sohn will kein Auto und keine Hausbar – wie soll er sich denn unter solchen Bedingungen fortpflanzen?

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Wie von der Natur selbst erfunden

Von Peter Rüedi

Es ist gewiss zwei Jahrzehnte her, dass ich einer Einladung weiss-nicht-welcher Institution nach Rheinland-Pfalz folgte, voll der typisch schweizerischen Ressentiments gegenüber deutschen Weinen. Die kamen ein bisschen ins Wanken, aber genaue Erinnerungen habe ich nicht mehr an diese Exkursion. Mit zwei Ausnahmen: Die eine betrifft einen Kollegen in jener Journalistentruppe, einen beliebten schwedischen Herrn, der den Event als Mitarbeiter der Fachzeitschrift *Viner och Spriten* mit wesentlich mehr Sachverstand verfolgte als ich; im Hauptberuf leitete er zu Hause eine Klinik für Alkoholranke, was mir doch eine denkwürdige Kombination schien.

Das Zweite, was ich von jener Tour erinnere, ist eine ausgedehnte Degustation in den heiligen Hallen von Geisenheim, und zwar keineswegs den einen oder andern dabei präsentierten grossen Riesling, sondern den Wein aus einer Rebe, die ich nicht kannte, der Scheurebe. Er war ungewöhnlich blumig, hatte eine irgendwie unentschiedene Restsüsse und gefiel

mir überhaupt nicht. Die Neuzüchtung gelang Georg Scheu, einem in Krefeld geborenen Agromomen, 1916 an der Landesanstalt für Rebzüchtung in Alzey, vermeintlich als Kreuzung von Riesling×Silvaner. Er irrte sich, wie erst jüngere genetische Untersuchungen ergaben – nicht anders als sein Schweizer Kollege Hermann Müller. Bei dem war der zweite Elternteil seines vermeintlichen Riesling×Silvaners die Sorte Madeleine Royale, bei Scheu die Bukettraube.

Genug der Fachsimpelei. Entgegen meinem damaligen ersten Eindruck macht die Scheurebe, gut ausgereift und knochentrocken vinifiziert, grossartige Weissweine mit intensiver eigenständiger Nase (viel Cassis und rosa Grapefruit, zuweilen etwas Aprikose), üppiger, auch tropikalischer Frucht, aber auch wunderbar knackiger Säure: Weine mit langer Lebensdauer, die mit nichts zu vergleichen sind. Derjenige vom Weingut Müller-Catoir, ein Ortswein aus der Pfalz, präsentiert sich raffiniert, aber keineswegs forciert, sozusagen wie von der Natur selbst erfunden. Wer ihn eine Spur zu üppig findet, dem sei ein kühler Genuss angeraten (6 bis 8 Grad). Diese Scheurebe erträgt das locker, so wie sie auch feurig gewürzten asiatischen Speisen problemlos die Stange hält. Sie erfordert einige Sorgfalt im Weinberg, lohnt aber alle Mühe. Hoffentlich finden sich auch in Zukunft genug Scheureben-Enthusiasten unter den Winzern. Ihr Anteil an der gesamten deutschen Rebfläche beträgt 1,4 Prozent (rund 1400 Hektar; in der Schweiz kenne ich gerade die Tropenzähler-Version – tausend Flaschen! – von Rico Lüthi in Stäfa). Tendenz generell: rückläufig. Lasst uns was tun für die originelle Sorte. Und sei's an unseren Aperitif-Tischen!

Weingut Müller-Catoir Haardt Pfalz:
Haardt Scheurebe 2018. 12,5 %, Peter Kuhn. Fr. 16.50
www.peterkuhnweine.ch



Salz & Pfeffer

Ein Steinwurf vom Hafen

Von Andreas Honegger

An der Place de l'Hôtel de Ville, ganz nahe beim Hafen von Saint-Tropez, hat der charmante Gastgeber Jean Robert ein Restaurant mit Grisaille-farbenen

Wänden übernommen, das elegant eingerichtet ist, von perfekten Kellnern in Schuss gehalten wird und einem Koch, der seine französische Küche mit einer kleinen Prise Italianità würzt und das Restaurant sofort zu einem In-Place hat werden lassen. Dank seinem früheren Wirken bei «Sénéquier» ist Jean Robert bei den Tropéziens eine bekannte und sympathische Figur.

Die Vorspeisen sind schon vielversprechend – eine wunderbar aromatische Fischsuppe, ein Salat aus zarten rohen Artischocken, hinreissenden Calamares, Penne mit frischen Trüffeln, Paccheri mit Mini-Calamares oder perfekte lauwarmer Crevetten. Die Hauptgänge halten das hohe Niveau: Ein Cabillaud rôti war perfekt gegart, ein Filet mignon de veau brachte wunderbare Aromen auf den Teller, und die Lammkoteletts waren so sehr ein Vergnügen wie ein Rindsfilet an grünem Pfeffer.

Die Spezialität des Hauses aber ist ein kilogrammschwerer Loup de mer für zwei – oder in grösserer Statur für mehrere – Personen, der nach dem Grillieren am Tisch mit einem rechten Schluck Pastis und wohl noch mit anderem Alkohol ausgiebig flambiert wird. Das verleiht ihm ein prächtiges Aroma, macht ihn saftig und hält ihn beim schnellen Tranchieren wunderbar warm: eine sympathische Show, aber auch ein kulinarischer Genuss. Crème caramel und aromatische Erd- und Himbeeren boten einen köstlichen Abschluss. Vor der Terrasse zieht das gestylte Publikum vorbei, das gesehen werden will. Jean Robert ist klar ein Gewinn für die gastronomische Szene um den Hafen von Saint-Tropez!

Chez Jean Robert, 1, Place de l'Hôtel de Ville, 83990 Saint-Tropez, Frankreich, Tel. 04 94 81 52 60



Auto

Mut zur Kante

Der Lexus UX ist eine eigenwillige, aber gelungene Mischung aus SUV und Limousine – luxuriös, aber mit sparsamem Antrieb.

Von David Schnapp

Die japanische Marke Lexus hat in den letzten Jahren eine aussergewöhnliche Designsprache entwickelt und zu ihrem Erkennungszeichen gemacht. Waren frühere Modelle noch eher verwechselbar und gefällig gezeichnet, ist die neue Generation von einem «kühnen und wagemutigen konzeptionellen Denken angetrieben», wie es bei Lexus heisst. Für Leute, denen Form und Funktion gleichermaßen wichtig sind, ist Lexus deshalb immer eine Option, wenn es darum geht, sich ein Auto im Premiumsegment auszusuchen.

Kürzlich fuhr ich den Lexus UX, der neu im Angebot der Toyota-Tochterfirma zu finden ist und auf der neuen GA-C-Plattform aufgebaut ist, welche auch die Grundlage für den noch etwas expressiveren Toyota C-HR bildet. Der Kompakt-Crossover von Lexus ist eine Mischung aus Limousine und SUV. Man kann darin die extrovertierte Variante von Lexus für eines der beliebtesten und am schnellsten wachsenden Fahrzeugsegmente sehen.

Die Form der Karosserie beweist Mut zur Kante: Der UX will nicht im Mainstream mit-schwimmen, sondern ist für den eigenständigen Auftritt gestaltet. Mit 4,5 Metern Länge ist das Auto gross genug, um ausreichend Komfort auf allen Sitzplätzen zu bieten, aber auch so kurz, dass man damit selbst im urbanen Ballungsraum nie in unangenehme Situationen kommt.

Dass der Lexus im Premiumsegment angesiedelt wird, merkt man natürlich am Preis, aber auch an der umfassenden Ausstattung, die etwa eine hochwertige Materialisierung, klimatisierte Sitze, ein umfassendes Sicherheits- und Assistenzsystem oder eine Induktion-Handyladestation beinhaltet. Bis auf ein Schiebedach und eine Speziallackierung ist im Gegensatz zur Konkurrenz aus Deutschland im Preis so ziemlich alles inbegriffen, was Autofahren heute angenehm macht. Und dazu fährt der UX auch noch ausgesprochen komfortabel. Subtil entfernt das Fahrwerk nahezu

jede Unannehmlichkeit der Strasse und sorgt für entspanntes Dahinrollen.

Nahtlose Perfektion

Dieser Lexus ist keine Sportskanone, sondern ein luxuriös-vernünftiges Fahrzeug auf der Höhe der Zeit. Toyota und Lexus haben über die Jahre einen Hybridantrieb vorgebracht, dessen Kombination aus Benzin- und Elektromotor sowie Batterie (Nickel-Metallhydrid) in nahtloser und harmonischer Perfektion arbeitet. Daraus resultieren in der Praxis rund 6 Liter Benzinverbrauch auf 100 Kilometer, was für ein Allradfahrzeug von fast 1800 Kilogramm Gewicht ein vorteilhafter Wert ist.

Fazit: Eine ausdrucksstarke Form in kompakter Grösse, moderne Technologie und ein fortschrittliches Antriebskonzept werden in diesem Auto mit japanischer Stilsicherheit vereint. Deshalb ist der Lexus UX 250 h ein ausgesprochen angenehmer Alltagswagen.

Lexus UX 250 h Excellence

Systemleistung: 178 PS; Leistung Elektromotor: 80 kW; Hubraum: 1987 ccm; Höchstgeschwindigkeit: 177 km/h; 0–100 km/h: 8,5 sec; Verbrauch (EU-Norm): 4,5 l/100 km/h; Preis: Fr. 58 900.–; Testwagen: Fr. 61 550.–

Fliegende Äxte, heulende Sägen

In Luzern duellierten sich die besten Schweizer Sportholzfäller bei den «Stihl Timbersports»-Schweizer-Meisterschaften. Nebst Nachwuchssportlern hacken und sägen auch Frauen hart wie die Männer – nicht einmal eine Verletzung konnte sie stoppen. *Von Roman Zeller*

Noch wirkt das Publikum schläfrig. Es ist Sonntagmorgen. Tröpfchenweise trudeln die Schaulustigen auf dem Luzerner Messegelände ein. Der Pilatus strahlt majestätisch hinter den ausgestellten Forstgeräten und Landmaschinen. Einzelne Bankreihen vor der Bühne sind mit Zuschauern besetzt; auf der Holztribüne sitzen Leute erst in der hintersten Reihe, da die Rückwand an diesem Sommerhitzetag als Schattenspender dient.

Es solle aber noch heisser werden, verspricht der Ansager und meint das Spektakel auf der Bühne. Kurz darauf schreit er «Guätä Morgä Luzärn» in sein Mikrofon, der Stimmung halber, denn auf der Bühne haben sich bereits die Rookies, die Nachwuchssportler, installiert. Spannungsgeladen stehen sie vor ratternden Motorsägen und konzentrieren sich auf den waagerechten Baumstamm vor ihnen. «Stock Saw» heisst die Disziplin. Es geht darum, schnellstmöglich zwei dünne Scheiben vom Stamm abzufräsen. «Stand on your timber», lautet das Schiedsrichterkommando, worauf das Startsignal folgt und Sägegeheul ertönt.

«Hopp Oli!»

Nach den ersten paar Runden wird klar, dass es unter den Rookies zu einem Zweikampf kommt. Der Österreicher Stefan Penker, 24, und Oliver Reinhard, der 19-jährige Zürcher mit dem charakteristischen grossen Wollfilzhut, ziehen den restlichen sechs Wettkämpfern davon. Sie würgen die zwei Meter lange Sportsäge, «Single Buck» genannt, nicht einfach durchs Holz, sondern lassen sie gleiten; ihre Äxte schwingen harmonisch und reissen grosse Späne aus dem Holzstrunk. Beide hauen in hoher Kadenz gleichmässig auf die aus den Niederlanden und Belgien importierten Pappeln, die mehrere Sekunden früher als bei der Konkurrenz entzweigeschnitten auseinanderfallen.

«So geht das», betont der Moderator, als sich die Sportholzfäller beim «Standing Block Chop», vor mittlerweile gutgefüllten Rängen, an den Blöcken abmühen. «Es muss sauber geschnitten werden; wer den Stamm abmurkst, hat einen ungültigen Versuch.» Im Fachjargon spricht man dabei von «DQ», «Disqualification», was kurz darauf dem einzigen Tschechen, Michal Skornicka, passiert. Seine Hoffnungen auf den Sieg sind damit geplatzt. Am Ende landet der 24-jährige, 120 Kilo schwere Athlet auf dem drittletzten Platz, obwohl ihm die Kommentatoren begeistert «recht kräftige Schläge» attestieren.



Zukunft des Timbersports: der Bernbieter Rookie Lorenz Rieder.

«Sie sind die Zukunft des Timbersports», wird beim finalen Aufeinandertreffen der Rookie-Favoriten Penker und Reinhard vermeldet. Breitbeinig stehen sie auf den Blöcken, die Axt fest umgriffen und über den Kopf zum ersten Schlag ausholend. «Underhand Chop» heisst die Disziplin, in der überfallartig auf den gefällten Baumstamm eingeschlagen

wird. «Hopp Oli, hopp Oli!», ruft ein Angehöriger von Reinhard und beschwört dessen letzte Schläge mit «Jetzt aber» allesamt zum finalen Hieb. Reinhard gewinnt, sein Angehöriger jubelt. Dann die Ernüchterung: Penker holt sich den ersten Platz, da er in der Gesamtwertung einen Punkt mehr ergattern konnte.

Wie ist das möglich? Die Event-Organisatorin Karin Kryenbühl spricht von einem «Herzschlagfinale», nachdem sie Penker die Trophäe und den Champagner, mit dem sie bei der Siegerdusche bespritzt wurde, überreicht hat. «Bei den Rookies haben wir vier Disziplinen und acht Teilnehmer. Der schnellste bekommt acht, der nächste sieben, dann sechs und so weiter Punkte pro Wettkampftart.» So kann ein tiefer, aber konstanter Schnitt erfolgreicher sein – «wie eben gesehen», sagt Kryenbühl. Wer in einer Runde gar «DQ» mache, sei weg vom Fenster.

Die einzige Frau, der das beim International Ladies Cup passiert, ist die Schweizerin Irene Murer aus Baar. Die 24-Jährige schneidet gleich bei der ersten Wettkampftart mit der Motorsäge über die erlaubte Markierung und holt sich die tiefste Punktwertung. Sie hantiert im Frauenwettkampf neben einer weiteren Schweizerin und zwei Deutschen abwechselnd mit den Rookies auf derselben Bühne und kann in den darauffolgenden zwei Disziplinen ihren Rückstand nicht mehr aufholen. Schlimmer: Beim «Underhand Chop» zieht sie sich sogar eine Schnittwunde am Bein zu, was allerdings erst bei der Rangverkündigung sichtbar wird, als Maurer über die Bühne hinkt.



«So geht das»: Robin Haas.

Und so kommt es, dass Yolanda Hagmann, 34 und aus dem schaffhauserischen Ramsen, vor den beiden Deutschen zuoberst auf dem Podium steht und lobende Worte für Murers Tapferkeit findet: «Genau so werden wir Frauen in dieser Männerdomäne respektiert», sagt sie. Denn: «Andere weinen, wenn sie nicht gewinnen, oder klappen auf der Bühne erschöpft zusammen. Aber Irene Maurer hat sich nichts anmerken lassen und einfach weitergehackt.» Sie finde das grossartig.

«Es kommt langsam»

Siegerin Hagmann erklärt, sie habe nie ein Problem gehabt, sich unter den Holzfällern zurechtzufinden und zu behaupten. Sie sitzt auf einem Baumstamm im Schatten der Bühne. «Ich fühle mich definitiv akzeptiert», sagt sie. Natürlich gebe es manchmal saloppe Äusserungen. Sie erlebe die Timbersport-Ge-

«Andere weinen, wenn sie nicht gewinnen oder klappen auf der Bühne erschöpft zusammen.»

meinde aber wie eine grosse Familie. Wenn man bei jemandem anklopfe, werde man stets herzlich empfangen. «Ich brauche nirgends ein Hotel.»

Mit der Szene ist Hagmann bestens vertraut. Im kanadischen Halifax, wohin ihre Familie ausgewandert, als sie siebenjährig war, sei «Hacken», wie sie es nennt, sogar Hauptsport. Während ihres Studiums der Tier- und Pflanzenwissenschaften habe sie sich nach langem Überlegen entschieden, die Schlittschuhe und das Eiskunstlaufen gegen die Axt einzutauschen. In ihrer Familie sei sie die einzige Sportholzfällerin, obwohl ihre drei Schwestern ebenfalls auf dem Hobbylandwirtschaftsbetrieb aufgewachsen und schon in jungen Jahren Traktor gefahren seien.

Im Hintergrund laufen die Vorbereitungen für den Hauptevent: die Schweizer Meisterschaft der Männer. Im Zelt, rund zwanzig Meter entfernt, bereiten sich die Athleten vor. Hagmann erklärt, dass sie schon hauptsächlich mit Männern zu tun habe, was aber nicht weiter schlimm sei. Sie habe es immer schon besser mit Männern als mit Frauen gekonnt, sagt die Landschaftsarchitektin. Sie betont aber auch, kein «Tomboy» – ein jungenhaftes Mädchen – zu sein. Sie besitze schon Stöckelschuhe oder schminke sich, wenn sie ausgehe. Im Unterschied zu anderen Frauen werke sie «halt einfach gerne mit Maschinen».

In sechs Sekunden drei Scheiben

In der Zwischenzeit hat die Männer-Schweizer-Meisterschaft begonnen. Hagmann blickt auf die Resultate. «Ah, gut», sagt sie. Ihr Freund, den sie 2006 über den Timbersport kennengelernt hat, ist in der nächste Runde.



Frauen in der Männerdomäne: Sandra Flach.

Pirmin Gnädinger heisst er. Das Paar trainiert oft zusammen. «Ich schaue schon und helfe ihr natürlich», so der Forstwart. «Sie ist aber sehr selbständig.» Der 31-Jährige begrüsst, dass sich auch Frauen den Sport zumuten. Die komischen Blicke fielen ihm dann und wann auf. «Dem Sujet nach ist Timbersport ein Männersport. Aber», fragt Gnädinger, «warum sollten das heutzutage nicht auch Frauen machen?»

Am Ende landet Gnädinger auf Platz sechs. Er atmet schwer, euphorisiert ist er nicht. «Es hätte mehr sein können.» Er steht im Schatten, die Nachmittagshitze war zermürend. Die letzte Disziplin, «Hot Saw» – übersetzt: heisse Säge –, endete für ihn punktlos und mit einem DQ. Rund sechseinhalb Sekunden benötigen die Schnellsten für drei Holzscheiben, die mit einer achtzig PS starken Motorsäge abgeschnitten werden. Es war der Schlusspunkt eines spektakulären Wettkampfes, bei dem drei Athleten die gleiche Punktzahl erreichten – knapper als bei den Rookies. Mit der schnellsten Gesamtschlusszeit entschied der 45-jährige Westschweizer Routinier Christophe Geissler die Meisterschaft für sich. Neun Finger streckte er beim Siegerfoto in die Kamera, hinter ihm der Pilatus. Gnädinger kommentiert anerkennend: «Der Beste gewinnt.»



Tamaras Welt

Spott für grüne Vielflieger

Das Image der Klimabewegung leidet. Über den Opportunismus gewisser Politiker und Prominenter kann man nur lachen.

Von Tamara Wernli

Zur Über-Euphorie rund um den Klimaaktivismus gesellten sich in den vergangenen Wochen vermehrt Negativschlagzeilen. Anfang August sorgten die «114 Privatjets» für Häme, mit denen Stars und Tech-Giganten zur Klimakonferenz auf Sizilien anreisten, um zwischen Häppchen und Champagner über globale Erwärmung zu sprechen. Immerhin setzte Prinz Harry dort ein grünes Zeichen: Er hielt seine Rede barfuss. Barfuss. So viel Engagement, ich bekomme Gänsehaut.

Wenig später fand Bild.de heraus, dass in Deutschland ausgerechnet die grünen Abgeordneten die Vielflieger des Bundestags sind. Pro Kopf fliegen sie am häufigsten. Nun ist es halt so, dass die Glaubwürdigkeit leidet, wenn du auf der einen Seite in Aktivismus verfallst, Steuern erheben und Verbote implementieren willst, den Leuten permanent erzählst, was sie bei sich verbessern und wie sie ihr Leben gestalten sollen – dann aber auf der anderen Seite mehr fliegst als alle anderen. Dem Handwerker seinen Diesel verbieten und als Politiker, der solche Verbote durchdrückt, um die Welt jetten, wie man gerade Lust hat; da ist es nicht verwunderlich, dass Leute sich ärgern und frustriert sind. Natürlich kann man jetzt als Grüner entgegen, Flüge aufrechnen sei blöd, man setze sich ja für das grosse Ganze ein – ja, klar. Man kann auch sagen: «Aber wir bestellen im Flieger immer das Vegi-Menü. Ausserdem hat das Flugverhalten von unseren paar Abgeordneten keinen grossen Impact. Viel wichtiger ist, dass alle anderen nicht fliegen.»

Und dann titelte vergangene Woche Taz.de: «Gretas Törn schädlicher als Flug». Man hat berechnet, dass der Segeltörn der berühmten Klimaaktivistin nach New York mindestens sechs Flüge über den Atlantik verursache.

Würde sie fliegen, wäre die Reise klimafreundlicher. Welt.de rechnete noch die vielen Freiwilligen und Medienvertreter auf, die zu Gretas Aufbruch nach Plymouth gereist sind, das Material für die Rennjacht wurde angeschleppt, eine Support-Crew war da, beim Ablegen halfen Boote mit Elektroantrieb, es wurden extra Flaggen gedruckt und so weiter. Und dann ist da noch Pierre Casiraghi von Monaco, der Skipper. Der Teamgründer der «Malizia II» ist Mehrheitsaktionär der Fluggesellschaft Monacair, die den reicheren Menschen auf dieser Welt Helikopterflüge anbietet, damit sie geschwind auf eine Yacht oder vom Flughafen in ihre Villa gelangen können. So ein Heli-Flug ist wirklich praktisch – unpraktischerweise verursachen zwanzig Minuten Flug einen CO₂-Ausstoss von rund zweihundert Kilogramm (Welt.de). Aber egal: Gretas Törn ist für Casiraghi zweifellos eine gelungene PR-Aktion.

Greta aber jetzt für den Lifestyle ihrer Segelkumpane zu kritisieren oder sie für ihre nicht mehr klimaneutrale Reise verantwortlich zu machen, ist falsch. Natürlich, sie setzt sich medienwirksam für ihre Sache in Szene, will ernst genommen werden. Und wenn sie ernst genommen werden will, muss sie sich gewisse Nachfragen oder Kritik gefallen lassen. Und sachliche Kritik geht ja auch in Ordnung. Eine idealistische Sechzehnjährige aber «Göre» zu nennen, wie einige es tun, und auf ihr rumzuhacken, finde ich dumm. Denn ganz grundsätzlich: Was Greta da macht, ist gut. Im Gegensatz zu vielen anderen Aktivisten ist sie authentisch, sie lebt vor, woran sie appelliert und was Umweltbewusstsein für sie bedeutet. Sie ist ein engagiertes Mädels, das sich für einen für uns alle wichtigen Zweck einsetzt. Um-

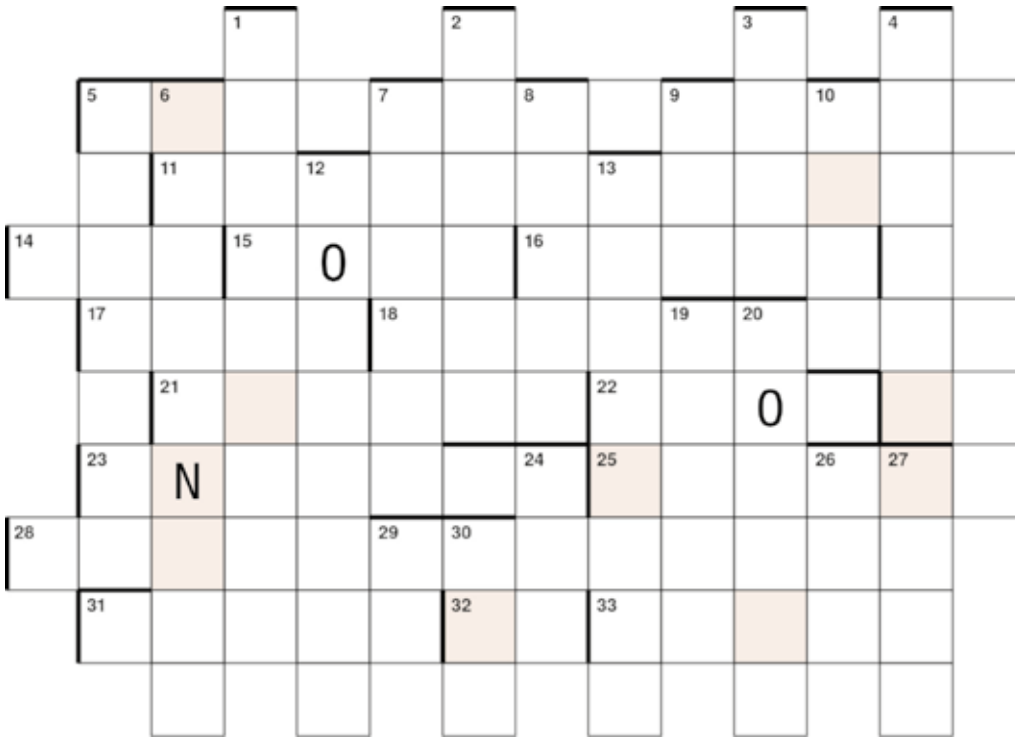
welt- und Klimafragen zählen zu den drängendsten Problemen der heutigen Zeit. Und dass wir zu wenig Sorge für unseren Planeten tragen, ist augenscheinlich. Ganze Regenwälder abholzen, unglaubliche Mengen an CO₂ in die Luft jagen – das führt langfristig in die Katastrophe. Um das zu erkennen, muss man kein Klimaexperte sein.

Greta und ihre Segelfahrt zeigen eben auf, dass es nicht einfach ist, mal kurz klimaneutral nach New York zu reisen. Das Problem ist auch nicht Greta, sondern der Hype der Medien, der um sie veranstaltet wird. Die Berichterstattung mutiert teilweise zum grotesken Schlagzeilen-Auswurf, wie dieser Tweet der DPA zeigt: «Greta Thunberg sorgt sich vor Atlantik-Überfahrt nicht um ihren Magen.» Welchen News-Wert das hat, bleibt unklar. Eine Berichterstattung, die jeden ihrer Gedanken zur Schlagzeile hochstilisiert, ist absurd – statt des tausendsten Greta-Artikels wären Recherchen und Analysen zu aktuellen globalen Umweltprogrammen und -aktivitäten sinnvoller.

Die gewaltige Unvereinbarkeit von Grünen und Vielfliegerei, von Promi-Klimarettern und Privatjets sorgt zu Recht für Spott. Dass ausgerechnet die Partei, die am meisten Panik schiebt, am meisten fliegt, wäre die perfekte Pointe für jede Comedy-Show (ausser natürlich in Deutschland, wo man auch dafür noch Ausreden findet). Die Doppelmoral all jener anprangern, die als grüne Vorreiter vorpreschen, flugtechnisch dann aber die schlechteste CO₂-Bilanz vorweisen, sollte aber möglich sein, ohne dass man gleich als Klimaleugner oder Ewiggestriger dasteht.

Ich bin übrigens überzeugt, dass die Hälfte aller Meetings von Politikern, Geschäftsleuten, VIPs und Klimakonferenzlern ganz einfach via Skype bestritten werden könnte, ohne dass man jedes Mal persönlich vor Ort sein müsste. Dazu braucht es allerdings ein kleines Opfer: Man sollte sich selbst nicht zu wichtig nehmen.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch

**Lösungswort** — Make-up

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** Diese Anblicke werden vom Narzissten, obwohl seitenverkehrt, besonders verehrt. **11** Beschreibt Wagen mit Motorschaden oder Mensch mit Depression. **14** Womit (wo-los damit) der Fahrer zum Passagier wird. **15** «Too oft is transient pleasure the source of long _.» (Wieland in England) **16** April 1, May 2, June 3 oder dienen der Partnersuche. **17** Chormitglied hat passenderweise eines gleich mit. **18** Der Wolf frass sechs von sieben nur, denn eines hockte in der Uhr. **21** Golfer hat ihn, auch wenn er sieglos bleibt. **22** Von Verseschmieden geschrieben und umfänglich mehr als zulänglich. **23** Er steht am Eingang von el hospital und ist eingangs für chrétien unerwünschter Abgangsort. **25** Verwursteltes Brot ohne Wurst. **28** Sollte, wenn denn schon nicht der Angeklagte, zumindest der Richter sein. **31** Ihnen – können beispielsweise al pesto munden – fehlt nicht viel zum Vagabunden. **32** Aus und über im Haus der Wright-Gebrüder. **33** Taugt nur wörtlich zum Lügen, sonst eher zum Atmen.

Senkrecht — **1** Lässt sich die Bemerkung, das Fenster oder die Pille. **2** Das bei der Entlassung wünschenswerterweise nur buchstäblich selige Pfand. **3** Die eine «keine»-Alternative für Schwarz-Weiss-Denker. **4** Unser Ungeheuer ist freundschaftlich für Luke ein ungeheuer Treuer. **5** Ben oder Has. **6** Sie werden auch teilweise vom Veterinär als solche behandelt. **7** Namentlich wachsamer Papst, dessen Bulle den heute gebräuchlichen Kalender verordnete. **8** Stand der Frau ohne Mann fehlt er zum Mann ohne Frau. **9** Gemeinsamkeit von Jurist und Pianist. **10** Ist Guetzli dran, sind hoffentlich auch Guetzli drin. **12** Für Superhelden unentbehrlich ist deren mindestens einer und der Dativ ist bekanntlich «dem Genitiv seiner». **13** Das «Schlag, dann lauf mal über die Laufmale»-Spiel. **19** Wird abgesiebt und sprichwörtlich ausgesondert. **20** Zum Beispiel ein feuchter Händedruck, Einlass ins Paradies und das Gehalt. (Mz.) **24** Ist aus, wo on an ist. **26** Unbestimmte, aber bestimmt sehr hohe Zahl. **27** Der Blutsauger in der Monatsblutung. **29** Männlicher Begleiter in Bordeaux ist von Süden her weiter südlich ebensolcher. **30**

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 630

Waagrecht — **2** BP: British Petroleum **6** CAPRIOLETTI: ital. Rehkitze und capriola = Luftsprung **12** PRESSWURST **15** WOODSTOCK **17** TEN **18** MITTE **19** (FLOH)MARKT **22** HONEIPOT: Scheinziel/Falle von engl. Honigtopf **26** Für LAU = unentgeltlich und «There Ain't No Such Thing As A Free Lunch» **28** EKG: kurz für Elektrokardiogramm **30** SNEE(RING): engl. spöttisch (lächelnd) **31** DEKOR **32** TEILUNG **33** RE(LEVANT): franz. Sonnenaufgang **34** (HALL)O

Senkrecht — **1** SCHWIMMER **2** BISSFEST **3** POST **4** STR: kurz für Strasse **5** EITER in «erweitert» und «Reiter» **7** APOTHEKE: Askulap(natter/stab) **8** (PROTO)KOLL **9** REDEN ist Silber, Schweigen ist Gold. **10** (F)EUCH(t)thermometer **11** TON **13** WOO(hoo): engl. juhu **14** STALIN **16** KM **20** LINEAL: Anagramm von «allein» **21** KUGEL **23** (Klo)PEIN **24** OEEL **25** TRUHE **27** ANGLE: engl./franz. Winkel **29** GR: Graubünden

Lösungswort — **BESTMARKE**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

The Breitling Surfer Squad
Sally Fitzgibbons
Kelly Slater
Stephanie Gilmore



AIR
LAND
SEA
SUPEROCEAN


BREITLING
1884

#SQUADONAMISSION

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH